



Universiteit
Leiden
The Netherlands

Fakt und Fiktion : die Autobiographie im Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption

Spits, J.P.

Citation

Spits, J. P. (2008, August 5). *Fakt und Fiktion : die Autobiographie im Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption*. Retrieved from <https://hdl.handle.net/1887/12931>

Version: Not Applicable (or Unknown)

License: [Licence agreement concerning inclusion of doctoral thesis in the Institutional Repository of the University of Leiden](#)

Downloaded from: <https://hdl.handle.net/1887/12931>

Note: To cite this publication please use the final published version (if applicable).

1 Von Dilthey bis Derrida: Die Autobiographie als literarische Gattung

1.1 Einleitung

Überblickt man die Theorie des letzten Jahrhunderts, so lässt sich als übergreifendes Merkmal in der Geschichte der Gattung der Abschied von bestimmten Vorstellungen begreifen, die lange Zeit als kanonisch galten: von der Autobiographie als bekenntnisthafter Bildungs- und Entwicklungsgeschichte, als Schlüssel zum Verständnis der Persönlichkeit, als gelungener Selbstdarstellung, die den Lebenslauf sinnvoll in übergreifende Zusammenhänge einordnet und das Leben als geschlossene Einheit präsentiert. Sowohl als literarische Praxis wie in theoretischer Rahmung stellt die Geschichte der Autobiographie „die allmählichen Ablösungsprozesse von diesen Vorgaben dar“, meint auch Michaela Holdenried.²⁴ Die Autobiographie wird zunehmend als Problematisierung vorher gültiger Positionen betrachtet, als selbstreferentieller Umgang mit sich selbst, als „Prototyp“ zeitgenössischer Erfahrung.²⁵

Die Zahl der Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Autobiographie-Theorie ist seit den siebziger Jahren rasant angestiegen. Schon 1989 sprach Günter Niggel von einer „Renaissance der Autobiographie-Forschung“ und stellte fest, dass das wissenschaftliche Interesse an der Autobiographie vor allem in den Vereinigten Staaten, Deutschland, England und Frankreich stark gewachsen ist.²⁶ Dieses neu erwachte Interesse sah Niggel im Zusammenhang eines „neuen Willens“ der Literaturwissenschaft, „ihren Gegenstandsbereich auch auf die nichtpoetischen Gattungen, auf Zwecks- und Gebrauchsformen der Literatur“ auszudehnen. Essay, Brief, Tagebuch und Autobiographie hatten dabei „besondere Aufmerksamkeit“ erfahren, weil sie deutlicher als andere Gattungen „im Überschneidungsfeld von Selbstdarstellung und Roman, Psychologie und Geschichtsschreibung und damit im

²⁴ Holdenried, Michaela: *Autobiographie*. Stuttgart (Reclam) 2000. S. 16.

²⁵ Vgl. Luhmann, Niklas: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1984, S. 57-65.

²⁶ Niggel, Günter (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1989, S. 7. Vgl. Finck, Almut: *Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiographie*. Berlin (Schmidt) 1999, S. 11f.: „Innerhalb von wenig mehr als zwei Jahrzehnten ist die Autobiographie, eben noch als nicht-literarische Zweckform geschmäht und an den Randzonen des Faches angesiedelt, zu einem brisanten Forschungsschwerpunkt avanciert.“

Grenzbereich von fiktiver und nichtfiktiver Literatur liegen.”²⁷ Den von ihm herausgegebenen Band verstand Niggel als „Rückschau“, die geeignet sei, „gerade die Neuansätze in den beiden letzten Jahrzehnten in ihrer Eigenart hervortreten zu lassen.”²⁸ Sein Ziel war es, „auf der einen Seite die Umriss der Forschungsgeschichte, auf der anderen Seite ausführlich die neueren Tendenzen bis zur gegenwärtigen Situation“ zu dokumentieren. Doch Niggels Band berücksichtigte die neueren theoretischen Entwicklungen kaum: Der letzte theoretische Beitrag stammte aus dem Jahr 1974.²⁹ Auch die Neuauflage, die sein Band 1998 erfuhr, geht auf die neueren gattungstheoretischen Strömungen fast gar nicht ein.³⁰

In diesem ersten Kapitel werden - in mehr oder weniger chronologischer Abfolge - theoretische Ansätze vorgestellt, die in der Geschichte der Literaturwissenschaft das Bild der Autobiographie bestimmt haben. Dabei soll, anders als in dem von Günter Niggel herausgegebenen Band, auch auf neuere theoretische Entwicklungen eingegangen werden, weil sie für die hier analysierten Autobiographien besonders brauchbar erscheinen. Weil Thomas Bernhard und Christa Wolf den Authentizitätsanspruch autobiographischen Schreibens in Frage stellen, die Möglichkeiten der Schrift kritisch reflektieren und dem sich selbst gewissen Ich als Erzählinstanz skeptisch gegenüberstehen, bieten ihre Autobiographien sich für eine poststrukturalistisch orientierte Lektüre an.

Die Verortung der Autobiographie in verschiedenen literaturwissenschaftlichen Modellen bildet den Ausgangspunkt für die Rezeption der in den folgenden Kapiteln zu behandelnden Texte. Die Konfrontation des hermeneutischen, sozialgeschichtlichen und rezeptionsorientierten Gattungsmodells mit späteren Ansichten soll in diesem Kapitel den tiefgreifenden Wandel illustrieren, den die Gattungstheorie innerhalb der letzten Jahrzehnte erfahren hat. Der Blick auf diese eher traditionellen Konzepte macht die wichtigsten Leitkategorien sichtbar, mit denen die poststrukturalistische Gattungstheorie aufgrund wesentlich neuerer Erkenntnisse

²⁷ Niggel (Hrsg.) ²1998, S. 7.

²⁸ Ebd., S. 1.

²⁹ Bruss, Elizabeth W.: Die Autobiographie als literarischer Akt. In: Niggel (Hrsg.) ²1998, S. 258-279. Lediglich Hans Rudolf Picard weist in seinem Beitrag auf den „in Bewegung begriffenen, un abgeschlossenen Selbstentwurf“ und die Haltung des „existentiellen Fragens“ in modernen französischen Autobiographien hin. Picard, Hans Rudolf: Die existentiell reflektierende Autobiographie im zeitgenössischen Frankreich. In: Niggel (Hrsg.) ²1998, S. 520-538, hier S. 536.

³⁰ Niggel (Hrsg.) ²1998. Die Neuauflage ist lediglich um ein Nachwort und einen bibliographischen Nachtrag ergänzt. Sowohl im theoretischen wie im historischen Teil fehlen Beiträge poststrukturalistisch orientierter Wissenschaftler, die seit den siebziger Jahren die Autobiographieforschung stark beeinflusst haben.

brach, und ermöglicht es so, kontrastive Gattungsmodelle wissenschaftsgeschichtlich begreifbar zu machen. Auch lassen sich anhand dieser traditionellen Gattungskonzepte Spannungen in der Rezeption der hier untersuchten Texte erklären. Neuere Ansätze lösten seit den siebziger Jahren das lange Zeit dominante Bild von der Autobiographie als geschlossener Selbstdarstellung eines autonomen Subjekts auf. Unter dem Zeichen des »linguistic turn« wurde die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Autobiographie neu diskutiert; beeinflusst durch die These vom 'Verschwinden des Subjekts' wurde ein gattungstheoretisches Umdenken gefordert. Durch die zwar nicht neue, aber vom Poststrukturalismus radikalisierte Skepsis gegenüber dem Repräsentationsmodell von Sprache schien die Unterscheidbarkeit von autobiographischen und fiktionalen Texten nicht mehr gewährleistet. Der hybride Charakter der Autobiographie als „Textsorte zwischen Fakt und Fiktion“³¹ geriet ins Blickfeld. Der amerikanische Literaturwissenschaftler Michael Sprinker proklamierte angesichts des Schwunds bis dahin als gültig angenommener Gattungsmerkmale sogar das „Ende der Autobiographie.“³²

Am Anfang der oben skizzierten Bewegungen, die uns im Folgenden in Hinblick auf die deutschsprachige postmoderne Autobiographie beschäftigen werden, stand jedoch die moderne Lebensphilosophie um 1900, als deren wichtigster Vertreter Wilhelm Dilthey und Friedrich Nietzsche gelten. Denn die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Autobiographie hatte zwar schon am Ende des 19. Jahrhunderts vereinzelt begonnen, doch erst die Aufwertung durch Dilthey erweckte ein großes Interesse an der Erforschung der Gattung. Bis weit in die siebziger Jahre hat das Autobiographie-Modell der hermeneutischen Schule eine Vielzahl von wissenschaftlichen Deutungen beeinflusst. Darüber hinaus prägt das hermeneutische Modell bis auf den heutigen Tag oft unausgesprochen auch die populäre Rezeption von Autobiographien. Aus diesen Gründen scheint es gerechtfertigt, dieses gattungstheoretische Kapitel mit einem Blick auf das hermeneutische Gattungsmodell anzufangen.

³¹ Finck, S. 12.

³² Sprinker, Michael: *Fictions of The Self. The End of Autobiography*. In: Olney, James (Hrsg.): *Autobiography. Essays Theoretical and Critical*. Princeton (Princeton University Press) 1980, S. 321-342.

1.2 Hermeneutische Modelle

1.2.1 Anfänge der deutschen Autobiographie-Theorie

Wilhelm Dilthey war um 1900 die Zentralfigur der Lebensphilosophie in Deutschland. In seinem umfangreichen Werk behandelte er Fragen der Philosophie und Erkenntnistheorie, Psychologie und Pädagogik, aber auch der Kunst und Literatur. Dilthey wies die Selbständigkeit der Geisteswissenschaften gegenüber den Naturwissenschaften nach Gegenstand und Methode nach³³ und entwickelte für die Literaturwissenschaft einen „theoretischen Begründungszusammenhang“.³⁴ Sein Konzept des Verstehens hat auf die germanistische Literaturwissenschaft außerordentlich stark eingewirkt.

Auch auf die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Autobiographie hatten Diltheys Schriften großen Einfluss. Dilthey erklärte die Autobiographie zur höchsten Form der Lebensdeutung und zur Grundlage des geschichtlichen Sehens überhaupt. Vor allem die philosophische Dilthey-Rezeption hat sich lange über seine auffällige Hochschätzung der Autobiographie gewundert. Dabei hing Diltheys Interesse an der Autobiographie jedoch, wie ich im Folgenden zeigen möchte, eng mit seinem gesamten, das Geschichtsbewusstsein und die Individualgeschichte betonenden Wissenschaftsprogramm zusammen.

An Diltheys hermeneutischen Ansatz anknüpfend, verfasste sein Schüler und Schwiegersohn Georg Misch die bislang umfangreichste Darstellung der Autobiographie. Misch fasste die Geschichte der Autobiographie als Geschichte des menschlichen Selbstbewusstseins auf. In der Nachfolge Diltheys entstand so ein Standardwerk zur Autobiographie, in dem Mischs enzyklopädische Forschung die geistesgeschichtliche Methode seines Lehrers bestätigte.

Im Folgenden sollen die theoretischen Ansätze Wilhelm Diltheys und Georg Mischs sowie die große und lange anhaltende Wirkung, die von der hermeneutischen Gattungstheorie ausging, behandelt werden. Was waren die Gründe für die hermeneutischen Theoretiker, sich mit der Autobiographie zu befassen? Auf welche

³³ Dilthey, Wilhelm: *Einleitung in die Geisteswissenschaften. Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte*. In: *Gesammelte Schriften*, I. Band. Stuttgart (B.G.Teubner) Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) ⁵1962 (urspr. 1883).

³⁴ Brackert, Helmut: *Zur Geschichte der Germanistik bis 1945*. In: Brackert, Helmut; Stückrath, Jörn (Hrsg.): *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt) ⁶2000, S. 549-564, hier S. 553.

Weise hing Diltheys Interesse an der Autobiographie mit seinem gesamten Wissenschaftsprogramm zusammen?³⁵ Gehen von den Theorien Diltheys und Mischs noch für die heutige Autobiographie-Diskussion brauchbare Ansätze aus? Für die Beantwortung der beiden ersten Fragen soll zunächst kurz auf die geisteswissenschaftliche Erkenntnistheorie Diltheys, insbesondere auf sein Konzept des Verstehens, eingegangen werden. Nur so können Diltheys Konzept der Autobiographie und der Zusammenhang dieses Konzepts mit seiner Wissenschaftstheorie verständlich gemacht werden. Diese Darstellung ist lohnend, nicht nur, weil es sinnvoll ist, das Gattungsbild der heutigen Forschung mit einem früheren Modell zu kontrastieren, sondern auch, weil die Rezeption der hier untersuchten Texte deutlich machen wird, dass das hermeneutische Konzept viel Affinität mit der populären Rezeption von Autobiographien aufweist.

1.2.2 Wilhelm Diltheys Betonung der intuitiven Erkenntnismöglichkeit

Als grundlegende Methode der Psychologie und der Geisteswissenschaften stellte er das »Verstehen« der naturwissenschaftlichen Methode des »Erklärens« gegenüber. Die Naturwissenschaften können, so Dilthey, die Welt »erklären«, und zwar umso besser, je stärker es gelingt, das Subjekt aus dem Erkenntnisvorgang auszuschalten. Das geisteswissenschaftliche »Verstehen« setze jedoch einen Zusammenhang von Subjekt und Objekt voraus.³⁶ Diesen Zusammenhang könne der Geisteswissenschaftler mithilfe einer »verstehenden Psychologie« ergründen, bei der davon ausgegangen wird, dass das innere psychische Erleben der Wissenschaft nicht zugänglich ist. Ihr zugänglich seien allerdings die Ausdrücke dieses Erlebens, die in der Kunst, insbesondere in den Werken der Dichtung, aufbewahrt werden.³⁷ Über diese Erlebnisausdrücke sei schließlich ein Verstehen des Erlebens möglich. Das Verstehen fremder Lebensäußerungen setze nach Dilthey ein verwandtes eigenes

³⁵ Die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Methode und Gattungsbild wird auch bei den sozialgeschichtlichen, rezeptionsorientierten und poststrukturalistischen Gattungstheoretikern gestellt. Diese Frage ist relevant, weil das wissenschaftliche Interesse an der Autobiographie eng mit der allgemeineren methodischen Entwicklung der Literaturwissenschaft zusammenhängt.

³⁶ „Jedes Wort, jeder Satz, jede Gebärde oder Höflichkeitsformel, jedes Kunstwerk und jede historische Tat sind nur verständlich, weil eine Gemeinsamkeit den sich in ihnen Äußernden mit dem Verstehenden verbindet; der einzelne lebt, denkt und handelt stets in einer Sphäre von Gemeinsamkeit, und nur in einer solchen versteht er.“ Dilthey, *Gesammelte Schriften*, VII. Band, ⁴1965, S. 146.

³⁷ Vgl. den Abschnitt „Das Verstehen anderer Personen und ihrer Lebensäußerungen“. Ebd., S. 205-220.

Erleben voraus. Von grundlegender Bedeutung ist dabei der »objektive Geist«. Er bringe „die mannigfachen Formen, in denen die zwischen den Individuen bestehende Gemeinsamkeit sich in der Sinneswelt objektiviert hat“³⁸, zum Ausdruck. Zugleich sei er „das Medium, in welchem sich das Verständnis anderer Personen und ihrer Lebensäußerung“ vollziehe. Der „objektive Geist“ bildet so die verbindliche Grundlage für das Verstehen. Durch den dem Ich und dem Du gemeinsamen Geist sei es möglich, die Werke der Dichtung als bleibende Objektivationen des Geistes zu verstehen.³⁹ Das Verstehen beschreibt Dilthey dabei als ein „Wiederfinden des Ich im Du“.⁴⁰ Das Ziel der Geisteswissenschaften, das Verstehen jedes Lebenszusammenhangs, sollte zunächst an dem Leben des Individuums gezeigt werden. Durch das Individuum könne man erlebte Wirklichkeit erfahren: Es „entsteht inhaltlich das Verhältnis, daß, was ich an einem anderen verstehe, ich in mir als Erlebnis auffinden, und was ich erlebe, ich in einem Fremden durch Verstehen wiederfinden kann.“⁴¹ Dilthey setzt voraus, dass das Erlebnisvermögen des verstehenden Subjekts über die geschichtliche Distanz hinaus im Stande ist, das vorher durch die Teilhabe am menschlichen Geist objektivierter Erlebnis zu erfassen. Das räumlich, zeitlich und sprachlich Fremde wird so gar nicht reflektiert. Vergangenheit und Gegenwart heben sich in der Allgegenwärtigkeit des »Geistes« auf; der »objektive Geist« erscheint als die einzige verbindende Grundlage für überzeitliches Kulturverstehen. Nur mithilfe der abstrakten Größe des »objektiven Geistes« gelingt Dilthey die Überbrückung der hermeneutischen Differenz, der Spannung zwischen Interpret und Interpretandum. Um die verschiedenen Äußerungen des Individuums zu verstehen, bedurfte es nach Dilthey also eines Hineinversetzens in den geistigen Lebensvollzug, aus dem sie entstanden ist. Diese Teilnahme am Geist war nach seiner Auffassung nur durch eine Vertiefung des Bewusstseins möglich, die dem instrumental, rein am Verstand orientierten Intellekt gegenüber steht: „Wir erklären durch rein intellektuelle Prozesse, aber wir verstehen durch das Zusammenwirken aller Gemütskräfte in der

³⁸ Ebd., S. 208.

³⁹ Die Werke der Dichtung sind nach Diltheys Ansicht Ausdruck des menschlichen Geistes. Zugleich ist es der Geist selbst, der das Verständnis von ihnen ermöglicht.

⁴⁰ Ebd., S. 191.

⁴¹ Ebd., S. 315.

Auffassung.“⁴² Dies hat verschiedene Kritiker dazu veranlasst, Diltheys Methode als „irrationalistisch“ zu verwerfen.⁴³ Doch hier gilt es den zeitlichen Hintergrund zu bedenken, vor dem Dilthey seine Wissenschaftstheorie aufstellte. In der Betonung nicht-rationaler Erkenntnisformen wie Intuition und Gefühl wandte Dilthey sich polemisch gegen die positivistische Geschichtswissenschaft seiner Zeit. An die Stelle des Fortschrittgedankens trat bei ihm eine Grundhaltung, die das Lebendige und Organische gegenüber dem „Toten und Künstlichen“ betonte.⁴⁴ Das Leben sollte nach seiner Meinung vom eigenen inneren Erleben her intuitiv verstanden werden. Dabei sollte das Miteinbeziehen von Gefühl aus dem Verstehen einen lebendigen, künstlerischen Prozess machen, der zur gelungenen Auslegung und Bereicherung des eigenen Geistes führen sollte.⁴⁵ Statt auf einen unberechenbaren Irrationalismus kam es ihm als Lebensphilosophen denn auch vielmehr darauf an, „gegenüber positivistischen Totalitätsansprüchen zu zeigen, daß das Gesamt der Wirklichkeit, einschließlich dessen, was für den Lebensvollzug des einzelnen wesentlich ist, mehr umfaßt als den durch wissenschaftlich-rationale Verfahren ausweisbaren Bereich.“⁴⁶

1.2.3 Erleben, Ausdruck und Verstehen

Aus dem Vorangehenden wird bereits ersichtlich, dass die Autobiographie in Diltheys die Geschichtlichkeit und die Möglichkeiten intuitiver Erkenntnisformen betonendem Programm eine besondere Position einnehmen musste. Im Folgenden soll dieser

⁴² Dilthey, Wilhelm: *Gesammelte Schriften V. Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. I. Hälfte. Abhandlungen zur Grundlegung der Geisteswissenschaften*. Stuttgart (B.G. Teubner) Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) ⁴1964 (Originalausgabe 1883), S. 172.

⁴³ Vgl. u.a. Neumann, Bernd: *Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie*. Frankfurt/Main (Athenäum) 1970, S.18ff.

⁴⁴ Auf Friedrich Nietzsches Kritik am Historismus sei in diesem Zusammenhang kurz verwiesen. Bei Nietzsche verweist der Begriff Historismus zwar auf die spekulative Geschichtstheorie Hegels, gemeint und angeklagt sind aber dieselben „Symptome“ einer „historischen Krankheit“, die ihren Ursprung in einem „betäubende(n) und gewaltsame(n) Historisieren“ finde. Vgl. Nietzsche, Friedrich: *Unzeitgemäße Betrachtungen. Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben*. In: *Kritische Studienausgabe*. Hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Band 1. Die Geburt der Tragödie. *Unzeitgemäße Betrachtungen I-IV*. Nachgelassene Schriften 1870-1873 (Baseler Schriften), S. 243-334.

⁴⁵ Vgl. „In den Adern des erkennenden Subjekts, das Locke, Hume und Kant konstruierten, rinnt nicht wirkliches Blut, sondern der verdünnte Saft von Vernunft als bloßer Denktätigkeit.“ Dilthey ⁵1962, S. XVIII.

⁴⁶ Prechtel, Peter; Burkard, Franz-Peter: *Metzler Philosophie Lexikon. Begriffe und Definitionen*. Stuttgart Weimar (J.B. Metzler) ²1999, S. 272.

Zusammenhang zwischen Diltheys späterem Autobiographieverständnis und seiner Wissenschaftstheorie verdeutlicht werden.⁴⁷

In seinem dritten Plan der Fortsetzung zum *Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften* beschäftigt sich Dilthey ausdrücklich mit der Autobiographie. Er betrachtet sie als „der direkteste Ausdruck der Besinnung über das Leben.“⁴⁸ Die „Selbstbiographie“ sei „die höchste und am meisten instruktive Form, in welcher uns das Verstehen des Lebens entgegentritt.“ In der Autobiographie sei „der, welcher diesen Lebenslauf versteht, identisch mit dem, der ihn hervorgebracht hat.“ Hieraus ergebe sich eine „besondere Intimität des Verstehens.“⁴⁹ Nach Dilthey macht die Autobiographie zwar deutlich, dass der „Sinn des individuellen Daseins“ ganz singular, „dem Erkennen unauflösbar“ sei, zugleich aber repräsentiere jede Autobiographie „wie eine Monade von Leibniz (...) das geschichtliche Universum.“⁵⁰ Die Nähe zum „Geschichtssinn“ in dieser Gattung ermögliche wie keine andere Gattung dem Interpreten, durch kreatives Nacherleben und Sichhineinversetzen am menschlichen Geist teilzuhaben:

Das Auffassen und Deuten des eigenen Lebens durchläuft eine lange Reihe von Stufen, die vollkommenste Explikation ist die Selbstbiographie. Hier faßt das Selbst seinen Lebenslauf so auf, daß es sich die menschlichen Substrate, geschichtliche Beziehungen, in die es verwebt ist, zum Bewußtsein bringt. So kann sich schließlich die Selbstbiographie zu einem historischen Gemälde erweitern; und nur das gibt demselben seine Schranke, aber auch seine Bedeutung, daß es vom Erleben getragen ist und von dieser Tiefe aus das eigene Selbst und dessen Beziehungen zur Welt sich verständlich macht.⁵¹

Den Nachweis der Untrennbarkeit von Sich-Verstehen und Dechiffrierung des Geschichtssinns meinte Dilthey an keiner anderen Gattung so exemplarisch zeigen zu

⁴⁷ Der Blick soll dabei auf das Hauptwerk des späten Diltheys, v.a. auf *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, gerichtet sein. Michael Jaeger hat auf den Sinneswandel Diltheys hinsichtlich seiner Einschätzung der Autobiographie hingewiesen. Diltheys frühere Einschätzung der Gattung sei äußerst skeptisch gewesen, so Jaeger. Als Historiker hätte er den Aussagen der Autobiographen „überhaupt kein Vertrauen“ geschenkt. In den später entstandenen Entwürfen einer Erkenntnistheorie werden dieselben Texte jedoch als Modell für das historische Verständnis angesehen. Vgl. Jaeger, Michael: *Autobiographie und Geschichte. Wilhelm Dilthey, Georg Misch, Karl Löwith, Gottfried Benn, Alfred Döblin*. Stuttgart Weimar (J.B. Metzler) 1995, S. 20ff.

⁴⁸ Dilthey ⁴1965, S. 176.

⁴⁹ Ebd., S. 200.

⁵⁰ Ebd., S. 199.

⁵¹ Dilthey, „Ergänzung zu 3: Der Zusammenhang des Lebens. In: *Gesammelte Schriften* VII, ⁴1958, S. 204.

können wie an der Autobiographie.⁵² Das lebensphilosophische Interesse am „individuellen Substrat der Geschichte“⁵³ ist der Grund für Diltheys Hochschätzung der Autobiographie.

Der Zusammenhang zwischen Diltheys Wertschätzung der Autobiographie und seiner Wissenschaftstheorie wurde in der philosophischen Dilthey-Rezeption jedoch lange Zeit nicht erkannt. So wunderte sich Hans-Georg Gadamer über ein „nicht ganz begründetes Übergewicht“, das Dilthey „zwei Sonderfälle(n) geschichtlicher Erfahrung und Erkenntnis“ – gemeint sind die Biographie und die Autobiographie – zubilligte.⁵⁴ Und Jürgen Habermas meinte sogar: „Er (Dilthey – J.S.) entwickelt die Implikationen einer geisteswissenschaftlichen Hermeneutik am Beispiel der Autobiographie. Diese Wahl hat keine systematische Begründung.“⁵⁵

Dilthey war jedoch der Auffassung, dass man sich über die Autobiographie, „die zu schriftstellerischem Ausdruck gebrachte Selbstbesinnung des Menschen über sein Leben“, „den Wurzeln alles geschichtlichen Auffassens“⁵⁶ nähere: Er hat also explizit zum Ausdruck gebracht, dass die Autobiographie für ihn den Paradefall der hermeneutischen Situation und des geschichtlichen Verstehens darstellt.

Im Hintergrund von Diltheys Überlegungen stand ein Subjekt, das sich idealerweise im Schreiben eines chronologisch geordneten Zusammenhangs seines Selbst und seiner Zeit bewusst wird. Dies wird auch in einer kurzen Skizze der Geschichte der Autobiographie in *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften* deutlich. In den hier interpretierten Autobiographien von Augustinus, Rousseau und Goethe sieht Dilthey exemplarische Ausdrücke für den sich entwickelnden menschlichen Geist. Während Augustinus als gläubiger Christ in seinen *Confessiones* „ganz auf den Zusammenhang seines Daseins mit Gott“ gerichtet gewesen war, habe Rousseau vor allem das „Recht seiner geistigen Existenz“ zur Geltung bringen wollen. Goethe aber sei es als historisch denkendem Mensch gelungen, sich

⁵² Vgl. Pfothner, Helmut: *Literarische Anthropologie. Selbstbiographien und ihre Geschichte – am Leitfaden des Leibes*. Stuttgart (Metzler) 1987, S. 243. „Die Autobiographie wird die zum schriftstellerischen Ausdruck gebrachte Selbstbesinnung des Menschen schlechthin; sie wird zu einer inneren, erinnerten und literarischen Anthropologie als dem höchsten Ausdruck der Bemühung um das humanum.“

⁵³ Holdenried, S. 15.

⁵⁴ Gadamer, Hans Georg: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen (Mohr) ³1972, S. 121.

⁵⁵ Habermas, Jürgen: *Erkenntnis und Interesse*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1973, S. 190.

⁵⁶ Dilthey, *Gesammelte Schriften* VII, S. 201.

„universal-historisch zu seiner eigenen Existenz“ zu verhalten.⁵⁷ In *Dichtung und Wahrheit* blicke man „tiefer in die Relationen, die zwischen den Kategorien als Werkzeugen von Lebenserfassung bestehen.“ Die „Bedeutung der Lebensmomente“ sei „zugleich erlebter Eigenwert des Momentes und dessen wirkende Kraft.“ Die Analyse dreier Lebensgeschichten bedeutender Männer ergibt für Dilthey einen Überblick über die Geschichte des menschlichen Geistes, der in Goethe seinen Höhepunkt erreicht. Sowie die Autobiographie für Dilthey die Gattung war, die am besten geeignet schien, seine geisteswissenschaftliche Methode des Verstehens anzuwenden, so stellte Goethes Autobiographie für ihn wiederum den Paradefall der Gattung dar. Wie kein anderes Werk entsprach *Dichtung und Wahrheit* Diltheys Autobiographieverständnis. Nicht zuletzt weil Dilthey sich als in der Tradition Goethes stehend verstand.⁵⁸

Der Höhepunkt, den nach Diltheys Auffassung *Dichtung und Wahrheit* in der Geschichte der Autobiographie bildete, erscheint bei ihm zugleich als Endpunkt. Die spätere Neigung vieler Gattungstheoretiker, bei *Dichtung und Wahrheit* Halt zu machen oder diese Autobiographie als den nie mehr erreichten Höhepunkt der Gattung zu interpretieren⁵⁹, ist durch den im Bezug auf Kunst und Literatur deutlich klassizistischen Charakter von Diltheys die historischen Differenzen überspielender Methode bereits entscheidend vorgebildet.

1.2.4 Georg Mischs Fortsetzung der hermeneutischen Perspektive

Auch Georg Misch ging es in seiner *Geschichte der Autobiographie* vor allem um das „Verständnis der menschlichen Individuation“, das Begreifen der „Geschichte des menschlichen Selbstbewußtseins.“⁶⁰ Misch wurde vor allem als Leiter der Ausgabe von Diltheys gesammelten Schriften und als Verfasser der vierbändigen *Geschichte*

⁵⁷ Ebd., S. 198ff.

⁵⁸ Vgl. Jaeger, S. 7: „Goethes Selbstbiographie betrachtet Dilthey als Vollendung des im 18. Jahrhundert entstehenden historischen Denkens, in dessen Tradition er das eigene wissenschaftliche Unternehmen einreicht.“

⁵⁹ Vgl. Misch, Georg: *Geschichte der Autobiographie* (siehe 1.2.4); Pascal, Roy: *Design and Truth in Autobiography*. London (Routledge and Kegan Paul) 1960, Weintraub, Karl Joachim: *The Value of the Individual. Self and Circumstance in Autobiography*. Chicago London (University of Chicago Press) 1978. Niggel beschreibt Weintraubs Studie treffend als „einbändiger >Misch< in englischer Sprache“. Niggel (Hrsg.) ²1998, S. 8.

⁶⁰ Misch, Georg: *Geschichte der Autobiographie*. Band 1, 1: *Das Altertum*. Bern (Francke) 1949, S. 11.

der *Autobiographie* bekannt, deren erster Band 1907 erschien.⁶¹ Wie stark Misch der Methode Diltheys verpflichtet war, zeigt die „Begriff und Ursprung der Autobiographie“ überschriebene Einleitung, die als systematische Einführung in die hermeneutische Autobiographiebetrachtung gelesen werden kann. Misch behandelt in seinem Werk die europäische Tradition der Autobiographie vor dem Hintergrund der „Entwicklung des Persönlichkeitsbewusstseins der abendländischen Menschheit.“⁶² In der Autobiographie nimmt Misch eine „elementare, allgemein menschliche Form der Aussprache der Lebenserfahrung“ wahr.⁶³ Die einzelnen Autobiographien, die Misch behandelt, stellt er als Kronzeugen für den sich entwickelnden menschlichen Geist vor. Zugrunde liege der Gattung, so Misch, die Freude am Ausdruck des eigenen Ichs, an der Selbstdarstellung. Wie Dilthey sah Misch die Autobiographie als unvermittelte, autonome Erscheinung. Als typisch für diese Annäherungsweise kann Mischs Urteil über Goethes *Dichtung und Wahrheit* betrachtet werden:

An Goethes Autobiographie heranzutreten als ein geschichtlich bestimmtes Werk und Glied einer sich fortentwickelnden Gattung, hält schwer. Denn wer möchte, was ein freies Geschenk ist, das Goethe zu seinen Werken, in denen er sich in lauterster Wahrheit in seinen Kunstformen darstellte, hinzugab, zergliedern?⁶⁴

Die Frage, was der Sinn der Autobiographie sein könnte, versucht Misch durch Einfühlung in ein fremdes Subjekt zu beantworten. Ähnlich wie Dilthey glaubte Misch in einem Akt der Einfühlung die hermeneutische Differenz überspringen und unmittelbares Verstehen gewinnen zu können. Ein Versuch, die historische Distanz zwischen Text und Leser zu überbrücken, findet auch bei ihm nicht statt, weil er sie als nicht vorhanden empfindet. Stattdessen richtet sich Mischs Blick ganz auf das

⁶¹ Nach seiner Emigration - Misch wurde 1935 aus rassistischen Gründen aus seinem Lehramt vertrieben - erschien 1955 der zweite Band, der über die Autobiographie im frühen Mittelalter berichtete. Die beiden Teile des dritten Bandes, die das beginnende Hochmittelalter zum Thema hatten, erschienen 1959 und 1962. Der erste Teil des vierten Bandes, *Das Hochmittelalter in der Vollendung*, erschien postum 1967. Der zweite Teil dieses letzten Bandes, der Renaissance und dem 18. und 19. Jahrhundert gewidmet, erschien 1969 in der Bearbeitung von Bernd Neumann.

⁶² Misch 1949, S. 5.

⁶³ Ebd., S. 6.

⁶⁴ Misch, Georg: *Geschichte der Autobiographie*. Band IV, 2: Von der Renaissance bis zu den autobiographischen Hauptwerken des 18. und des 19. Jahrhunderts. Bearbeiter: Bernd Neumann. Frankfurt/Main (Schulte-Bulmke) 1967, S. 917. Stattdessen versteht Misch *Dichtung und Wahrheit* als Ausdruck von Goethes Welt- und Lebensverständnis, das seinerseits Ausdruck der „Epoche des entwicklungsgeschichtlichen Verstehens“ (S. 955) sei. Goethe habe in seiner Autobiographie „das verkörperte Ideal seines Zeitalters nach außen dargestellt“ (S. 917).

hinter dem Text stehende Individuum, dessen Persönlichkeit er in im Werk objektiviert glaubt.

Das „autobiographische Schrifttum“ sollte nach Misch nicht bloß als literarische Erscheinung behandelt, sondern nach dem „geschichtlichen Geschehen befragt werden, welches vom Leben her und dem Verständnis von Leben und Welt zum Selbstbewußtsein und Bewußtmachen der Persönlichkeit führt.“⁶⁵ Die Autobiographie sei als eine elementare, allgemein menschliche Form der Aussprache der Lebenserfahrung zu betrachten.⁶⁶ Als „Äußerung des Wissens des Menschen von sich selbst“ habe die Autobiographie ihre Grundlage im „Selbstbewußtsein“. Die Geschichte der Autobiographie sei deshalb zugleich eine Geschichte des menschlichen Selbstbewusstseins.⁶⁷

Doch diese Geschichte scheint am Ausgang des 19. Jahrhunderts ihr Ende erreicht zu haben: Wie Dilthey widmete auch Misch seine letzte große Textanalyse Goethes *Dichtung und Wahrheit*, bevor er mit einem kursorischen Überblick über Autobiographien des 19. Jahrhunderts abschloss. Diesen fragmentarischen Charakter hat Michael Jaeger folgendermaßen erklärt:

Misch konnte also nicht mehr in die Verlegenheit geraten, die Kulturgeschichte als ein Paradoxon bis in jene Zeit fortzuschreiben, da das reale Verschwinden der autonomen Individuen in den (totalitären) Kollektiven seiner Gegenwart den zivilisatorischen Prozeß einer Entwicklung des Selbstbewusstseins und das Vertrauen in ihn relativieren mußte.⁶⁸

Die bedrohte Autonomie des Individuums, zu Mischs Zeit bereits am Horizont sichtbar, stellte die hermeneutische Werteskala in Frage. Der von Dilthey und Misch behaupteten befreienden Entwicklung der Persönlichkeit stand eine zunehmende Gefährdung des Individuums gegenüber. Die von Misch unter Berufung auf Goethe und Dilthey entwicklungsgeschichtlich gedeutete »Geistesgeschichte«, in der die Autobiographie eine Schlüsselposition einnahm, habe denn auch eine Autonomie der Persönlichkeit behauptet, die sie bereits zu ihrer Zeit „entgegen der aktuellen geschichtlichen Erfahrung hypostasierte“⁶⁹.

⁶⁵ Misch 1949, S. 11.

⁶⁶ Ebd., S. 5ff.

⁶⁷ Ebd., S. 11.

⁶⁸ Jaeger, S. 92.

⁶⁹ Ebd.

1.2.5 Die Wirkung der hermeneutischen Gattungstheorie

Auf die weitere Theorie nahm das hermeneutische Gattungsbild einen großen Einfluss. In ihm wurde eine Denkweise entwickelt, auf die viele Theoretiker bis weit in die siebziger Jahre zurückgegriffen haben. So meinte Horst Oppel 1942, dass „von der Autobiographie der mächtige Ausruf aus(gehe), in der Person des Dichters Mensch und Werk als eine innere Einheit wahrhaft ernst zu nehmen.“⁷⁰ Auch die frühe Theorie des französischen Philosophen Georges Gusdorf, der einen bedeutenden Teil seines Werks dem Studium der Autobiographie und des Tagebuchs widmete, zeigt einen deutlich hermeneutischen Denkansatz, indem er hinter der Autobiographie die „persönliche Einheit“, das „geheimnisvolle Wesen“ der Person erblickt und den Autobiographen als jemanden beschreibt, der versucht, „dem stets verborgenen und auf ewig vorenthaltenen Sinn seines eigenen Lebens ein wenig näherzukommen.“⁷¹ Noch Ralph-Rainer Wuthenows Studie *Das erinnerte Ich. Europäische Autobiographie und Selbstdarstellung im 18. Jahrhundert* ist der Hermeneutik stark verpflichtet, wie die von Wuthenow wiederholt zur Interpretation herangezogenen Begriffspaare „Geschichte des Individuums“, „Entwicklung des Selbstbewußtseins“ und „gedeutetes Leben“ zeigen.⁷² Auch sozialgeschichtliche Deutungsansätze greifen auf die hermeneutische Gattungstheorie zurück. Sie beziehen sich, ähnlich wie Dilthey und Misch, auf bestimmte Relationen zwischen bürgerlichem Selbstbewusstsein und Geschichtsverständnis. Darüber hinaus weist die populäre Rezeption der Gattung bis auf den heutigen Tag Übereinstimmungen mit dem hermeneutischen Modell von Dilthey und Misch auf. Wie Dilthey stellt dieses Gattungsverständnis die Einfühlung ins Zentrum allen Interpretierens. In der aktuellen theoretischen Autobiographie-Diskussion gibt es hingegen kaum noch Ansätze, die dem hermeneutischen Modell verpflichtet sind. Trotz der Arbeiten der neueren Dilthey-Forschung, vor allem der Studien Frithjof Rodis, Rudolf Makkreels, Hans-Ulrich Lessings und Michael Ermaths, erweist sich der

⁷⁰ Oppel, Horst: Vom Wesen der Autobiographie. In: *Helicon. Revue internationale des problèmes généraux de la littérature* 4 (1942), S. 41-53, hier S. 53.

⁷¹ Gusdorf, Georges: Conditions et limites de l'autobiographie. In: Reichenkron, Günter; Haase, Erich (Hrsg.): *Formen der Selbstdarstellung. Analekten zu einer Geschichte des literarischen Selbstportraits*. Berlin (Duncker & Humblot) 1956, S. 105-123. Wie bei Dilthey und Misch sind „Sinn“ und „Entwicklung“ bei Gusdorf zentrale Begriffe; auch Gusdorf erklärte das Geheimnis der Persönlichkeit für unaufhebbar.

⁷² Wuthenow, Ralph-Rainer: *Das erinnerte Ich. Europäische Autobiographie und Selbstdarstellung im 18. Jahrhundert*. München (Beck) 1974, S. 21 u. S. 37.

hermeneutische Ansatz für die aktuelle Autobiographie-Diskussion als nur wenig fruchtbar.⁷³ Auch Michael Jaeger hat in seiner Untersuchung über das Geschichtsbild in der modernen Autobiographie versucht, an Misch anzuknüpfen, indem er die hinter der *Geschichte der Autobiographie* stehende theoretisch-philosophische Konzeption rekonstruierte und sie in die heutige Debatte um die Möglichkeit von Identitätsbildung und Selbstreflexion einbezog. Doch sein Anspruch, mit seiner Untersuchung „einen weiteren Beitrag zur Überwindung eines rezeptionsgeschichtlichen Stillstandes in der Debatte um den Diltheyschen Historismus zu liefern“, scheint an der aktuellen Forschungssituation vorbeizugehen.⁷⁴ Es ist viel sagend, dass der jüngste von ihm herangezogene Beitrag zur Dilthey-Forschung aus dem Jahre 1972 stammt.⁷⁵

Wenn Hans-Ulrich Lessing jedoch im *Dilthey-Jahrbuch* schreibt, „weder von philosophischer noch von literaturwissenschaftlicher Seite wurden Mischs ausgedehnte Forschungen, die sich auch auf außereuropäische Literaturen erstreckten, in größerem Umfang rezipiert“, und meint, dass „größere Resonanz“ Mischs Unternehmung „versagt geblieben“⁷⁶ sei, so widerspricht dem die breite Wirkung von der *Geschichte der Autobiographie*.⁷⁷

Aus heutiger Sicht stellt sich jedoch eine Konzeption, die literarische Texte als Ausdruck eines universalen, menschlichen Geistes betrachtet, als naiv dar. Vielmehr erinnert Diltheys Modell der erlebenden Subjektivität an einen naiven Analogieschluss, den viele Leser täglich in einem vorwissenschaftlichen Umgang mit Literatur ziehen. Verabschiedet wurde von der Wissenschaft auch die emphatische Vorstellung eines aus sich selbst schöpfenden, autonomen Subjekts; das Verstehen als

⁷³ Vgl. Rodi, Frithjof; Lessing, Hans Ulrich (Hrsg.): *Materialien zur Philosophie Wilhelm Diltheys*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1984; Makkreel, Rudolf A.: *Dilthey: Philosopher of Human Studies*. Princeton (Princeton University Press) 1975; Ermath, Michael: *Wilhelm Dilthey. The Critique of Historical Reason*. Chicago (Chicago University Press) 1978. Das *Dilthey-Jahrbuch für Philosophie und Geschichte der Geisteswissenschaften* (Hrsg. von Frithjof Rodi) wurde im Jahre 2000 eingestellt.

⁷⁴ Im Abschnitt „Diltheys Vermächtnis“ (S. 68-70) stellt Jaeger fest, dass Diltheys Hermeneutik schon „der nachfolgenden Generation keinen Ausweg mehr bieten konnte“ (S. 69). Das Problem des historischen Relativismus habe Dilthey an die nächste Generation weiter gegeben. Autobiographen wie Gottfried Benn setzten im zwanzigsten Jahrhundert alles daran, „ihre Person von dieser Geschichte zu befreien und jeden Zusammenhang mit ihr zu negieren“ (S. 70), so dass der von Dilthey behauptete Zusammenhang zwischen der persönlichen und der allgemeinen Geschichte problematisch erscheine.

⁷⁵ Peschken, Bernd: *Versuch einer germanistischen Ideologiekritik. Goethe, Lessing, Novalis, Hölderlin, Heine in Wilhelm Diltheys und Julian Schneiders Vorstellungen*. Stuttgart (Metzler) 1972.

⁷⁶ H.-U. Lessing, Michael Jäger: *Autobiographie und Geschichte. Wilhelm Dilthey, Georg Misch, Karl Löwith, Gottfried Benn, Alfred Döblin*. Stuttgart Weimar (J.B. Metzler) 1995 (Rezension). In: Prodi, Frithjof (Hrsg.): *Dilthey-Jahrbuch für Philosophie und Geschichte der Geisteswissenschaften*. Band 11, 1997-1998. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1998, S. 244-247, hier S. 244.

⁷⁷ Vgl. Niggel (Hrsg.) ²1998, S. 2.

nachvollziehendes, nachkonstruierendes Erfassen von Bedeutung durch Einfühlung und Erlebnis wurde als undurchschaubares Konglomerat von subjektiven und objektiven Einsichten kritisiert.⁷⁸ Auch steht man der Autobiographie als zuverlässiger geschichtlicher Quelle heutzutage wesentlich skeptischer gegenüber. Spätestens seit Hans Georg-Gadamer hat sich auch in der Hermeneutik die Auffassung durchgesetzt, den „Abstand der Zeit als eine positive und produktive Möglichkeit des Verstehens“ nutzbar zu machen und immer auch „die geschichtliche Situation des Interpretieren“ zu reflektieren.⁷⁹

1.3 Sozialgeschichtliche Beschreibungsmodelle

1.3.1 Autobiographie-Theorie als Sozialtheorie

Ausgehend von generellen Entwicklungstendenzen in der Germanistik machte sich in den siebziger Jahren eine sozialgeschichtlich orientierte Autobiographie-Betrachtung geltend, die Autorpersönlichkeit, Strömung und Einzelwerk nicht mehr, wie in der hermeneutischen Literaturtheorie, in geistesgeschichtliche Entwicklungszusammenhänge einordnete oder als Ausdruck geistesgeschichtlichen Ringens sah, sondern die Lebenszusammenhänge des Autobiographen und die gesellschaftlichen Verflechtungen seines Werkes erforschte. Nach wie vor steht das Individuum im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Es ist jedoch nicht mehr Äußerungsinstanz eines zeitlos-ewigen menschlichen »Geistes«; das sozialgeschichtliche Individuum ist geprägt von den gesellschaftlichen Verhältnissen seiner Zeit, auf die es daher auch immer wieder verweist.

Das erste Standardwerk dieser theoretischen Ausrichtung ist Werner Mahrholz' bereits 1919 erschienene Studie *Deutsche Selbstbekenntnisse. Ein Beitrag zur*

⁷⁸ Vgl. Habermas 1973, S. 229.

⁷⁹ Gadamer, Hans Georg: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen (Mohr) ³1972, S. 280ff. Die siebziger Jahre kann man als Zeit der Renaissance der Autobiographie-Forschung betrachten. Das Gattungsbild der Studien, die in den vierziger bis siebziger Jahren erschienen – so zum Beispiel Roy Pascals *Design and Truth in Autobiography* – weist viel Übereinstimmungen mit den Vorstellungen Mischs auf. Auch Georges Gusdorf sah in der Geschichte der Gattung Stufen der Selbstentdeckung des abendländischen Menschen. Vgl. Gusdorf, Georges: *La découverte de soi*. Paris (Presses universitaires de France) 1948; Ders.: *Conditions et limites de l'autobiographie*. In: Reichenkron, Jürgen; Haase, Erich (Hrsg.): *Formen der Selbstdarstellung. Analekten zu einer Geschichte des literarischen Selbstportraits. Festgabe für Fritz Neubert*. Berlin (Duncker & Humblot) 1956, S. 105-123; Pascal, Roy: *Design and Truth in Autobiography*. London (Routledge and Kegan Paul) 1960.

*Geschichte der Selbstbiographie und der Mystik bis zum Pietismus.*⁸⁰ Mahrholz' Untersuchung beruht auf der Grundannahme eines notwendigen Zusammenhangs zwischen Autobiographie und bürgerlicher Lebensform. Die Entwicklung der Gattung ist für ihn eng an die Geschichte des Bürgertums gekoppelt. Wie Mahrholz bindet auch Bernd Neumann in seiner Studie *Identität und Rollenzwang* (1970) die Herausbildung des Individuums an die Entstehung eines städtischen Bürgertums seit der Renaissance. Er entwickelte eine Theorie der Gattung, in der die Begriffe Identität und Entwicklung im Mittelpunkt stehen. Auch für Neumann hängen Lebensform und literarische Darstellungsform eng zusammen. Dies wird vor allem deutlich anhand seiner grundlegenden Unterscheidung zwischen Autobiographie und Memoiren. Neumann bedient sich zur Erklärung psychoanalytischer Vorgänge der Modelle, die Sigmund Freud und seine Nachfolger entworfen haben. Eine Weiterentwicklung des sozialgeschichtlichen Ansatzes stellt, kritisch an sowohl Mahrholz als Neumann anknüpfend, die Hamburger Dissertation des Philosophen Peter Sloterdijk aus dem Jahr 1976 dar.⁸¹

Die intensive Auseinandersetzung, zu der die Autobiographie in den siebziger Jahren herausforderte, hängt eng mit der allgemeinen methodischen Entwicklung der Germanistik in diesem Jahrzehnt zusammen. Deshalb soll hier zunächst kurz auf einige generelle Entwicklungstendenzen der Germanistik dieser Zeit eingegangen werden. Nur so kann gezeigt werden, mit welchen Strategien und Instrumenten eine neue, sozialgeschichtliche Sicht auf die Gattung sich etablierte und legitimierte.

1.3.2 Die Germanistik der siebziger Jahre

Die Neuorientierung der Germanistik in den siebziger Jahren ist im Kontext der Studentenbewegung zu sehen. Neue Ansätze kamen vor allem im Bereich der Sozialgeschichte,⁸² der Rezeptionsästhetik,⁸³ der Frauenforschung⁸⁴ und der

⁸⁰ Mahrholz, Werner: *Deutsche Selbstbekenntnisse. Ein Beitrag zur Geschichte der Autobiographie von der Mystik bis zum Pietismus*. Berlin (Furche) 1919.

⁸¹ Nach einer Magisterarbeit über *Strukturalismus als poetische Hermeneutik* (1971) promovierte Sloterdijk 1976 in Hamburg bei Klaus Briegleb mit der Studie *Literatur und Organisation von Lebenserfahrung. Gattungstheorie und Gattungsgeschichte der Autobiographik der Weimarer Republik 1918-1933*, die 1978 in überarbeiteter Form als Buch erschien.

⁸² Zum besonderen Einfluss, den dabei marxistische Vorstellungen ausübten, vgl. Vaßen, Florian: *Marxistische Literaturkritik und Literatursoziologie*. Düsseldorf (Bertelsmann Universitätsverlag) 1972.

psychoanalytischen Literaturwissenschaft⁸⁵ zustande. Oft wurde dabei die gesellschaftliche Relevanz von Literatur betont.⁸⁶ Die Wissenschaft sollte in der Gesellschaft „eine kritische und emanzipierende Funktion“⁸⁷ erfüllen.

Für die Autobiographie-Theorie bedeutete dies ein Abschied vom Kanon, der sich bis dahin an der bürgerlichen Autobiographie des 19. Jahrhunderts, insbesondere an *Dichtung und Wahrheit* orientiert hatte. Stattdessen erhielten Autobiographien bis dahin vernachlässigter Gruppen wie Frauen und Arbeiter nun zunehmend den Status eines Alternativ-Kanons. Unter Einfluss der Psychoanalyse geriet die feste Vorstellung von einem autonomen Individuum, das für die hermeneutische Theorie noch selbstverständlich war, in Bedrängnis. Die „Kanon- und Theorieverwerfungen“,⁸⁸ zu der die explizite Ideologisierung der Germanistik in diesem Jahrzehnt führte, beeinträchtigten so auch die Theorieentwicklung der Autobiographie.

Im Folgenden sollen die sozialgeschichtlichen Gattungskonzepte Neumanns und Sloterdijks im Hinblick auf die postmoderne Autobiographie und Autobiographie-Theorie behandelt werden⁸⁹. Dabei wird deutlich, wie die Bedingungen für die Entstehung und Ausbildung von Identität und Subjektivität im Vergleich mit den Vertretern der geisteswissenschaftlich-hermeneutischen Richtung bei Neumann und Sloterdijk als zunehmend von gesellschaftlichen Faktoren bestimmt und gefährdet

⁸³ Vgl. u.a. Weinrich, Harald: Für eine Literaturgeschichte des Lesers. In: Ders.: *Literatur für Leser*. Stuttgart (Kohlhammer) 1971, S. 23-34 (urspr. 1967); Weimann, Robert: „Rezeptionsästhetik“ und die Krise der Literaturgeschichte. In: *Weimarer Beiträge* 8, 1973, S. 1-35; Link, Hannelore: *Rezeptionsforschung. Eine Einführung in Methoden und Probleme*. Stuttgart (Kohlhammer) 1976.

⁸⁴ So versuchen Renate Möhrmann und Silvia Bovenschen die Grundlagen für eine Frauenforschung zu legen. Möhrmann, Renate: *Die andere Frau. Emanzipationsansätze deutscher Schriftstellerinnen im Vorfeld der Achtundvierziger Revolution*. Stuttgart (Reclam) 1977. Vgl.

Bovenschen, Silvia: *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1979.

⁸⁵ Beutin, Wolfgang (Hrsg.): *Literatur und Psychoanalyse*. München (Nymphenburger Verlagshandlung) 1972; Mitscherlich, Alexander (Hrsg.): *Schriftsteller und Psychologie*. 1972; Urban, Bernd: *Psychoanalyse und Literaturwissenschaft*. Tübingen (Max Niemeyer) 1973. Goepfert, Sebastian (Hrsg.): *Perspektiven psychoanalytischer Literaturkritik*. Freiburg (Rombach) 1978.

⁸⁶ Vgl. Jäger, Hans-Wolf: Gesellschaftskritische Aspekte der Germanistik. In: Kolbe, Jürgen (Hrsg.): *Ansichten einer künftigen Germanistik*. München ³1974, S. 60-72. Der von Jürgen Kolbe herausgegebene Band kann als eine der einflussreichsten Publikationen der Zeit betrachtet werden.

Insbesondere wurde hier die als unzureichend empfundene Erneuerung des Fachs nach 1945 kritisiert. ⁸⁷ Jäger, Hans Wolf: Gesellschaftskritische Aspekte der Germanistik. In: Kolbe (Hrsg.) ³1974, S. 60-72, hier S. 63.

⁸⁸ Vietta, Silvio. In: Vietta, Silvio; Kemper, Dirk (Hrsg.): *Germanistik der 70er Jahre. Zwischen Innovation und Ideologie*. München (Wilhelm Fink) 2000, S. 9.

⁸⁹ Weil auch Sloterdijks Arbeit über die Autobiographie den Einfluss des hermeneutischen Gattungsbildes deutlich macht, soll nach der Darstellung von Neumann unter 1.3.7 kurz auf Sloterdijks *Literatur und Lebenserfahrung* eingegangen werden.

erscheinen. Darüber hinaus ermöglicht die Analyse des sozialgeschichtlichen Deutungsansatzes einen ersten Blick auf die »Neue Subjektivität«, die zwar nach innen gewandte, aber nicht notwendigerweise unpolitische „Entdeckung des Privaten“⁹⁰, die uns bei der Analyse von Christa Wolfs *Kindheitsmuster* weiter beschäftigen wird.

1.3.3 Identität und Rollenzwang: Bernd Neumann

Für Georg Misch waren das Verständnis der menschlichen Individuation und das Begreifen der Geschichte des menschlichen Selbstbewusstseins der Schlüssel, der die Geschichte der Gattung Autobiographie zu erschließen versprach – ein nach Bernd Neumanns Ansicht „ebenso einfache(s) wie schlüssige(s) heuristische(s) Prinzip.“⁹¹ Während jedoch bei Georg Misch Geist und Geschichte selbständige Größen waren, die unabhängig von wirtschaftlichen, politischen und sozialen Verhältnissen existierten, versuchte Neumann, die Autobiographie aus dem historischen Kontext heraus einsichtig zu machen.

In der Einleitung seiner 1970 erschienenen Abhandlung betont Neumann, jeder Autobiograph sei ein „Kind der Zeit und als solches geprägt von der historischen und sozialen Lage.“ Im Mittelpunkt steht bei ihm, ebenso wie bei Dilthey und Misch, die individuelle Persönlichkeit des Autobiographen, die Neumann aber als von sozialen Verhältnissen bestimmt auffasst. An Mischs geistesgeschichtlicher Methode kritisiert Neumann, dass sie „ihren Gegenstand zumindest tendenziell als ein unvermitteltes, nicht ableitbares, Eigengesetzten gehorchendes Phänomen“ begriffen habe. Indem die Hermeneutik Geist und Geschichte zu selbständigen Größen hypostasiert habe, die „unabhängig von wirtschaftlichen, politischen, sozialen Verhältnissen überhaupt“ existieren sollten, war sie dazu geneigt, diese beiden Begriffe zu „irrationalisieren“. Auf diese Weise habe Misch, so behauptet Neumann, die „historische(n) Begriffe“, derer er sich in seiner *Geschichte der Autobiographie* bediente, im Laufe seiner Untersuchung selbst desavouiert. Außerdem habe die von Schopenhauer, Nietzsche und Bergson inspirierte psychologische Methode eine „Irrationalisierung der Persönlichkeit“ zur Folge gehabt, die zu einer blinden Verehrung großer Dichter

⁹⁰ Wagner-Egelhaaf, Martina: *Autobiographie*. Stuttgart Weimar (J.B.Metzler) 2000, S. 33.

⁹¹ Neumann, Bernd: *Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie*. Frankfurt a.M. (Athenäum) 1970, S. 2.

geführt und in der Heroisierung Benvenuto Cellinis und Goethes gegipfelt habe.⁹² Die geistesgeschichtliche Methode sei „in ihrer irrationalen Ausprägung sowohl das Produkt wie auch der Förderer dieser Tendenz“ gewesen.⁹³ Von dem Diltheyschüler Misch an habe ein „irrationales, mythisches Bild“ vom „zeitlosen“ Dichterheros Goethe geherrscht, in dem „Aufklärungs- und Geschichtsfeindschaft der Dilthey- und Georgeschule“ die Wertung gerade der Autobiographie *Dichtung und Wahrheit* bestimmt hätten.⁹⁴ Bei Misch habe sich angedeutet, so meint Neumann mit Hans Mayer, dass die „geistesgeschichtliche Methode später zu völliger Verkümmern des geschichtlichen Verständnisses führen mußte.“⁹⁵

Bei aller Kritik am Methodischen betrachtet Neumann die *Geschichte der Autobiographie* dennoch als ein „monumentales Werk, (...) in seiner vergleichend literaturwissenschaftlichen Anlage zukunftsweisend, (...) als Quelle von großer Bedeutung (...)“ Trotz der Distanzierung von Mischs Methode fühlt Neumann sich in vielen Punkten Mischs Lebenswerk verpflichtet. Dadurch, dass *Identität und Rollenzwang* „Mischs heuristisches Prinzip, die Geschichte der Autobiographie als Geschichte der menschlichen Individuation zu verstehen, übernimmt, diesen Vorgang aber als einen konkret historisch-sozialpsychologischen bestimmt“, finde sie sich „implizit in dauernder Auseinandersetzung mit Mischs Werk.“⁹⁶

An dieser Stelle ist deutlich sichtbar, wie die sozialgeschichtliche Gattungstheorie von der hermeneutischen Autobiographie-Betrachtung beeinflusst wurde. Wo Misch aber betonte, dass der wissenschaftlich orientierte Betrachter neben dem literaturwissenschaftlichen Rüstzeug auch „psychologische Methode“ und „historische Begriffe“ brauche, bedient sich Neumann vor allem der Sozialpsychologie als Hilfswissenschaft, um die „literaturwissenschaftlich ermittelten Sachverhalte“ zu erklären, sie als „literarische Widerspiegelung des „Lebens“, also

⁹² Ebd.

⁹³ Ebd., S. 3.

⁹⁴ Zwischen diesen beiden „Schulen“ gibt es jedoch auch Unterschiede. Anders als Dilthey schob Friedrich Gundolf, der als stellvertretend für die George-Schule betrachtet werden kann, die historische Tatsachenforschung vollkommen beiseite: die Geschichte gehörte seiner Meinung nach zum unreinen, also unpoetischen Bereich. Misch interpretierte die Geschichte der Autobiographie vor dem Hintergrund des abendländischen Säkularisationsprozesses und versuchte, den Historismus seines Lehrers Dilthey durch Geschichtsschreibung zu bestätigen. Neumanns Darstellung haftet denn auch die Gefahr an, Misch zu einseitig von späteren Theorien und Entwicklungen her zu interpretieren.

⁹⁵ Mayer, Hans: Literaturwissenschaft in Deutschland. In: Friedrich, Wolf-Hartmut; Killy, Walther (Hrsg.): *Fischers Literatur-Lexikon*. Frankfurt/Main (Fischer) 1965, Bd. 2, 1, S. 317-333, hier S. 330. Als Beispiele betrachtet Mayer Rudolf Unger und Hermann Korff. Vor allem in Ungers *Hamann und die Aufklärung* sind Antirationalismus und Aufklärungsfeindlichkeit weit entscheidender präsent als bei Dilthey.

⁹⁶ Neumann, S. 6.

psychologischer und soziologischer Strukturen“, begreifbar zu machen. Über diese Vermittlung zwischen literaturwissenschaftlicher und sozialpsychologischer Betrachtungsweise versucht Neumann, „schlüssige Aussagen über die Eigenheiten der Form, der Struktur der behandelten Selbstbiographien zu machen.“⁹⁷ Dies gelingt ihm vor allem dadurch, dass er auf der Grundlage des Freudschen Ich-Modells die Identität in den Mittelpunkt seiner Autobiographie-Analyse rückt.

1.3.4 Der „Januskopf der Identität“

Das Geheimnis der Persönlichkeit erklärte Misch für unaufhebbar.⁹⁸ Lediglich die Äußerungsformen der Persönlichkeit seien verfügbar. „Das verstehende Lesen nähert sich dem Geheimnis der Persönlichkeit, ohne es begrifflich erfassen zu können.“⁹⁹ Neumann verwirft diesen „psychologischen Agnostizismus“ Mischs. Stattdessen greift er auf psychoanalytische Studien zurück, die Misch als Dilthey-Schüler stets abgelehnt hat:

Sigmund Freuds genialen (sic) Erkenntnisse, überhaupt die Einsichten moderner Psychologie lassen durchaus gültige Aussagen über das Wesen und die Struktur der Persönlichkeit zu.¹⁰⁰

Darüber hinaus untergrabe Freuds Persönlichkeitstheorie die Vorstellung vom autonomen Individuum, die lange Zeit das Verständnis der Gattung bestimmt habe. Dieses Zurückgreifen auf Freud hat weit reichende Konsequenzen für die Art und Weise, wie Neumanns Theorie den Begriff der Identität auffasst. Freuds Individualitätsverständnis erschüttert den Glauben an die Autonomie der Persönlichkeit. Statt als selbständig und unabhängig präsentiert Freud das Individuum als beeinflusst durch Triebe sowie durch kollektive soziale Normen. Freuds Verständnis der menschlichen Psyche überträgt Neumann auf das Verhältnis des Autobiographen zu seiner Umgebung. Jede „Gewissensprüfung“ des Autobiographen sei zugleich eine Aufzählung der sozialen Gebote, denen er sich gegenüber sehe:

⁹⁷ Ebd., S. 7.

⁹⁸ Vgl. Misch 1949, S. 15ff.

⁹⁹ Wagner-Egelhaaf, S. 25.

¹⁰⁰ Neumann, S. 17. Neben Freud bezieht sich Neumann auch auf die soziologischen Studien von Talcott Parsons, Georg H. Meads und die psychoanalytischen Studien Erik H. Eriksons. Vgl. Parsons, Talcott: *Social Structure and Personality*. New York (Free Press) 1964; Mead, Georg H.: *Mind, Self and Society*. Chicago (Chicago University Press) 1934; Erikson, Erik H.: *Identity and the Life Cycle*. New York (International Universities Press) 1959.

Die Grundspannung zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen individuellem Anspruch auf Triebbefriedigung und gesellschaftlicher Forderung nach Triebverzicht, die unterschiedliche Intensität, mit der das Individuum „vergesellschaftet“ wird, all dies prägt die verschiedenen Typen der eigenen Lebensbeschreibung in Form und Inhalt.¹⁰¹

Das optimale und konfliktfreie Zusammenspiel der drei psychischen Instanzen Ich, Es und Über-Ich verleihe dem Individuum Identität. Identität definiert Neumann als die „Übereinstimmung des Einzelwesens mit sich und der Gesellschaft.“¹⁰² Identität sei nicht statisch, als einmal gewonnener Zustand, sondern als Prozess zu verstehen. Dieser Prozess finde mit dem Ende der Adoleszenz einen relativen Abschluss. Zu diesem Zeitpunkt sollte der Herangewachsene seine Identität entwickelt haben. Von der Seite der Gesellschaft her gesehen, bedeutet das Erreichen der Identität die „feste Übernahme einer sozialen Rolle.“ Mit „Rolle“ meint Neumann hier keine Maske, die der Autobiograph nur fallen zu lassen braucht, um in seiner wahren Natur zu erscheinen.¹⁰³ Auch ist keineswegs eine Maskierung im Sinne Paul de Mans gemeint.¹⁰⁴ Vielmehr meint Neumann mit dem Soziologen Ralf Dahrendorf, dass der Einzelne als Träger gesellschaftlich vorgeformter Verhaltensweisen erscheint.¹⁰⁵ Das Freudsche Über-Ich erscheint in der „notwendig abstrakten“ Gegenüberstellung von Individuum und Gesellschaft als „der Urheber aller Neurosen“, als „der Störenfried, der kein freundliches Übereinkommen zwischen Ich und Trieb zustande kommen lässt.“¹⁰⁶ Der Autobiograph präsentiert sich damit nicht mehr als souveräner Gestalter einer architektonisch geschlossenen Gesamtdarstellung, sondern als Inhaber vorgegebener Positionen, als fremdgesteuerter „Spieler“ unter weit gehendem Verlust eigener Individualität, Freiheit und Autonomie. Neumann spricht denn auch von einem „Januskopf der Identität“. Wer die Identität erringe, emanzipiere und unterwerfe sich zugleich. Er emanzipiere sich, indem er als reifes Individuum sein Streben nach sofortigem Lustgewinn dem Realitätsprinzip unterstellt. Er unterwerfe sich, indem er eine soziale Rolle nach den vorgegebenen, normativen Regeln der

¹⁰¹ Ebd., S. 24.

¹⁰² Ebd., S. 20.

¹⁰³ Vgl. Misch 1949, S. 12.

¹⁰⁴ Für Paul de Man, vgl. 1.5.3.

¹⁰⁵ Vgl. Dahrendorf, Rolf: *Homo sociologicus*. Köln (Opladen) 1961, S. 22.

¹⁰⁶ Neumann, S. 19.

Gesellschaft übernimmt. Von diesem soziologischen Standpunkt aus nimmt Neumann auch eine Unterscheidung zwischen Autobiographie und Memoiren vor.

1.3.5 Autobiographie und Memoiren

Über eine historische Herleitung der beiden Hauptbegriffe ergibt sich für Neumann folgende Unterscheidung zwischen beiden Typen eigener Lebensbeschreibung: Die Autobiographie erscheine mehr „auf das persönliche und psychische Ergehen des Individuums bezogen als die Memoiren, die ihrerseits dem äußeren Geschehen größeren Platz einräumen.“¹⁰⁷ Neumann definiert Memoiren als „die literarische Form der Lebenserinnerungen des in die Gesellschaft integrierten, seine soziale Rolle ohne Vorbehalt spielenden Menschen.“ Der Memoirenschreiber vernachlässige „generell die Geschichte seiner Individualität zugunsten der seiner Zeit.“ Nicht sein Werden und Erleben stelle er dar, sondern sein Handeln als sozialer Rollenträger und die Einschätzung, die dies durch die anderen erfährt. Memoiren sind nach Neumann „unlösbar an das Tragen sozialer Rollen geknüpft.“ Wenn der Autor, meist aus Altersgründen, seine gesellschaftliche Funktion aufgebe, lasse er zusammen mit seiner Laufbahn meist auch seine Memoiren enden. Neumann definiert die Autobiographie, indem er sie von seinem sozialpsychologischen Modell ausgehend mit den Memoiren kontrastiert:

Wenn Memoiren das Ergehen eines Individuums als Träger einer sozialen Rolle schildern, so beschreibt die Autobiographie das Leben des noch nicht sozialisierten Menschen, die Geschichte seines Werdens und seiner Bildung, seines Hineinwachsens in die Gesellschaft. Memoiren setzen eigentlich erst mit dem Erreichen der Identität, mit der Übernahme der sozialen Rolle ein, die Autobiographie endet dort.¹⁰⁸

Werde die Autobiographie über die erreichte Identität und die darin begriffene Rollenübernahme hinaus fortgeführt, so nehme sie in der Regel den Charakter von Memoiren an. Die Beendigung mit dem Erreichen der Identität und die darin begriffene Rollenübernahme betrachtet Neumann als das wichtigste Charakteristikum

¹⁰⁷ Georg Misch hatte die Unterscheidung ähnlich gefasst. Vgl. Misch 1949, S. 17.

¹⁰⁸ Neumann, S. 25.

der deutschen entwicklungsgeschichtlichen Autobiographie.¹⁰⁹ Die Sozialisierung des Individuums und das Erreichen der Identität seien aber keineswegs nur für die bürgerliche Autobiographie des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts typisch. Neumann versucht dies anhand von Peter Weiss' *Abschied von den Eltern* (1961) deutlich zu machen.¹¹⁰ Die „eigentliche“ Autobiographie beschreibe, so Neumann, „die endlich errungene, fest umrissene Identität des Autobiographen.“¹¹¹ Der substantielle Unterschied zwischen Autobiographie und Memoiren ergebe sich auch aus der unterschiedlichen Äußerung des Freudschen Lust- und Realitätsprinzips. Im Bestreben, die verlorene Zeit in die Erinnerung zurückzurufen, gehorche der Autobiograph dem Lustprinzip. Neumann spricht von einem „Glück des Erinnerns“, denn die Erinnerung bringe „im wesentlichen nur die glücklich verbrachten Tage zurück“. Der Memoirenschreiber hingegen gehorche dem »Realitätsprinzip«, er wolle seine Laufbahn möglichst fehlerfrei und genau schildern. Noch beim Abfassen seiner Memoiren befinde er sich unter Zwang seiner sozialen Rolle. Während der Autobiograph häufig gegen den Rollenzwang protestiere, sei der Autor von Memoiren mit ihnen einverstanden, so Neumann.

Neumann beendet seine Typologie von Autobiographie und Memoiren mit einem die „befreiende Wirkung“ der Autobiographie betonenden Resümee:

(...) da jeder Autobiograph der Erinnerung folgt, enthält jede Autobiographie in sich ein Stück Dichtung, das die Realität in Frage stellt. In dieser Souveränität der Autobiographie, in ihrer Fähigkeit und sogar Aufgabe, die Realität den individuellen Eigenheiten gemäß ‚bildend zu modeln‘, liegt die befreiende Wirkung begründet, die eine Autobiographie auf ihren Autor ausüben kann. Die erinnernde Rückschau macht das Leben zu einem sinnvoll und glücklich verlaufenen, in ihr gelangt der Glücksanspruch des Individuums zu seinem Recht. Die Autobiographie befreit, wo die Memoiren verpflichten.¹¹²

Auch an der Tatsache, dass Neumann in diesem Zitat auf Goethe zurückgreift, wird ersichtlich, wie stark seine Gattungstheorie, trotz der Einbeziehung Freuds und der

¹⁰⁹ Als Beispiele betrachtet Neumann die Autobiographien von Carl Philipp Moritz (*Anton Reiser*), Johann Wolfgang von Goethe (*Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*), Luise Seidler (*Erinnerungen und Leben*) und Georg Gottfried Gervinus (*Leben. Von ihm selbst*).

¹¹⁰ Vgl. Neumann, S. 31ff.

¹¹¹ Ebd., S. 94. Vgl. Weiss, Peter: *Abschied von den Eltern*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1968, S. 126: „Entledigt von Eltern und Lehrern übernahm ich selbst die Gewaltherrschaft über mich. Niemand war härter gewesen und rücksichtsloser als ich es war, gegen mich selbst.“

¹¹² Neumann, S. 63.

modernen Soziologie, im Wesentlichen durch die im Idealismus des 19. Jahrhunderts wurzelnden Vorstellungen von Identität und Entwicklung geprägt bleibt.

1.3.6 Die „Verunmöglichung“ der Autobiographie

Am Ende seiner Untersuchung versucht Neumann, die von dem amerikanischen Soziologen David Riesman¹¹³ herausgearbeitete Charaktertypologie mit seiner Theorie der eigenen Lebensbeschreibung zu verbinden. Riesman unterschied einen traditionsgeleiteten, einen innengeleiteten und einen außergeleiteten Charaktertyp. Diese drei Charaktertypen ordnete er verschiedenen Gesellschaftsformen zu. Der traditionsgeleitete Mensch, der seine Verhaltenskonformität durch vorgeschriebene Verhaltensregeln entwickle, sei eng mit der mittelalterlichen, feudalen Gesellschaft verbunden. In der mit der Renaissance und Reformation entstandenen bürgerlichen Gesellschaft stelle die Innenlenkung die vorherrschende Art der Konformitätssicherung dar. Dem innengeleiteten Charaktertyp gelinge es, sein Leben ohne Traditionslenkung zu führen. Der außergeleitete Charaktertyp trete erst „seit kurzem in dem gehobenen Mittelstand unserer Städte“ in Erscheinung.¹¹⁴ Er sei in der Folge von Industrialisierung und Verstädterung entstanden; die Verbindung mit der Außenwelt werde bei ihm hergestellt durch „Radio, Film, Kitschliteratur, ja, durch fast alle Arten gegenwärtiger Unterhaltungsmittel (...).“¹¹⁵ Seine angestrebten Ziele verändern sich jeweils mit der sich verändernden Steuerung durch die von außen empfangenen Signale. Folglich entwickle er keine stabile Verhaltenskonformität. Es kommt zu kurzlebigen, unkomplizierten Gleichsetzungen mit den jeweils modischen Vorbildfiguren, die die „Bewußtseinsindustrie“¹¹⁶ anbietet. Mit dem Entstehen des außergeleiteten Menschen schwinde der fest umrissene Charakter, die gewachsene Persönlichkeit des innengeleiteten Menschen:

Indem „der außen-geleitete Mensch die feste Charakterrolle des innen-geleiteten Menschen (aufgibt) und ... dafür eine Vielzahl von Rollen (übernimmt), die er im geheimen festlegt und entsprechend den verschiedenen Gegebenheiten und Begegnungen variiert“ (Riesman 1958, S. 152), schwindet der

¹¹³ Riesman, David; Glazer, Nathan; Denney, Reuel: *The Lonely Crowd. A Study of the Changing American Character*. New Haven (Yale University Press) 1950.

¹¹⁴ Neumann, S. 170.

¹¹⁵ Riesman 1958, S. 37. Zitiert nach: Neumann, S. 171.

¹¹⁶ Neumann, S. 174.

eigentliche Gegenstand der hochbürgerlichen Autobiographie: die festumrissene, unverwechselbare Persönlichkeit, deren Wachstum dargestellt werden soll.¹¹⁷

Als literarisches Beispiel für diesen Charaktertypen betrachtet Neumann die Hauptfigur in Thomas Manns *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull*.¹¹⁸ Diese „Parodie einer Autobiographie“ gipfele nicht im Erreichen der Identität, sondern im virtuos gehandhabten Tausch von Rollen. Auch Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften*, der mehrere soziale Rollen nacheinander durchspielt, ohne zu einer Identität zu gelangen, fasst Neumann als Repräsentanten des Wechsels von der Innen- zur Außenlenkung auf.¹¹⁹

Der Übergang von der Innen- zur Außenlenkung wird nach Neumann einen neuen Typus der eigenen Lebensbeschreibung hervorbringen. Allerdings stellt diese neuere Form der Autobiographie für Neumann die Auflösung der Gattung da. Ein Mensch, der eine feste Identität nur noch als Bedrohung empfindet, als „Bildmacherei, als Versuch, den Menschen gegen seinen Willen „dingfest“ zu machen“ werde, so Neumann, „unfähig zur Autobiographie.“¹²⁰ Anschließend an Max Horkheimers und Theodor W. Adornos Kritik an der »Triebökonomie«¹²¹ kommt Neumann zu dem „melancholischen Befund“¹²² vom Ende der Autobiographie. Das Fehlen einer „kontinuierlichen Psychologie“ mache die Autobiographie als Geschichte der Entwicklung einer Individualität „unmöglich“:

Denkbar ist stattdessen eine Art psychischen Protokolls, das, fern jeder Entwicklungsidee, Reize der Außenwelt und der Innenwelt notiert. Ob eine solche Form freilich noch „autobiographisch“ zu nennen wäre, steht dahin. Sie wäre das Zeugnis einer verwalteten, von der Bewußtseinsindustrie manipulierten Innerlichkeit.¹²³

¹¹⁷ Ebd., S. 183.

¹¹⁸ Ebd., S. 184.

¹¹⁹ Vgl. Musil, Robert: *Der Mann ohne Eigenschaften. Roman*. Hamburg (Rowohlt) 1952, S. 474: „Das Ich verliert seine Bedeutung, die es bisher gehabt hat, als ein Souverän, der Regierungsakte erläßt; wir lernen sein gesetzmäßiges Werden verstehen, den Einfluß seiner Umgebung, die Typen seines Aufbaus, sein Verschwinden in den Augenblicken der höchsten Tätigkeit (...)“.

¹²⁰ Neumann, S. 189. Vgl. 2.6.1 u. 2.7.

¹²¹ Vgl. Horkheimer, Max, Adorno, Theodor W.: *Dialektik der Aufklärung*. Amsterdam (Querido) 1955,

S. 233 u. S. 239.

¹²² Wagner-Egelhaaf, S. 29.

¹²³ Neumann, S. 189.

Die lebendige, persönlich eingefärbte Wiedergabe psychischer Zustände verschwinde zu Ungunsten einer Bestandsaufnahme von Reizen und vorgeformten Reaktionen; so lässt sich Neumanns Ausblick auf eine neue Form der eigenen Lebensbeschreibung auf den Punkt bringen.

1.3.7 Zwischenüberlegung: Das Ende der Autobiographie?

Neumanns Modell der Sozialgeschichte des bürgerlichen Individuums scheint es geradezu überflüssig zu machen, sich heute noch mit der Autobiographie zu befassen. Denn muss mit dem bürgerlichen Individuum nicht auch seine spezifische Ausdrucksform, die klassische Entwicklung des Ich, wegfallen?

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Neumannsche Ganzheit und Einheit des Subjekts in einer Zeit, wo der Mensch „geteilt und nach Teilen mit anderen Menschen verschränkt“¹²⁴ lebt, nicht mehr vorhanden ist. Bereits in Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften* verraten die drei erfolglosen Versuche der Hauptfigur Ulrich, sich mit irgendeinem Beruf abzufinden, den Unwillen des modernen Subjektes, sich auf bestimmte Eigenschaften, sich auf eine bestimmte Identität festzulegen. Jacques Le Rider hat Musils Konzept einer „beweglichen Identität“ denn auch zum „Schlüsselphänomen zum Verständnis der Postmoderne“ erklärt.¹²⁵

Tatsächlich ist die entwicklungsgeschichtliche Autobiographie im Sinne Neumanns in der (post)modernen Literatur verloren gegangen. Autobiographien, die im Stil an diese erinnern, wirken auf viele Leser wie gebildete Zitate.¹²⁶ Allerdings war schon Nietzsches Subjekt nicht mehr das selbstbestimmte Individuum der Aufklärung, sondern wurde durch Triebe gelenkt und gründete auf dem Willen. Die spätere Kritik an der Aufklärung durch Horkheimer und Adorno schloss an diese Kritik Nietzsches an. Neumanns Darstellung setzt somit ein Identitätsverständnis voraus, das heute veraltet anmutet.

Auch die Art und Weise, wie Neumann sich in seiner Studie der Sozialgeschichte als Wissenschaft bediente, wurde später kritisiert. So meinte Günter Niggel, dass in

¹²⁴ Musil, S. 875.

¹²⁵ Le Rider, Jacques: *Das Ende der Illusion. Die Wiener Moderne und die Krisen der Identität*. Wien (Österreichischer Bundesverlag) 1990, S. 9. Urspr.: *Modernité viennoise et crises de l'identité*. Paris (Presses universitaires de France) 1990.

¹²⁶ Als Beispiel kann die Autobiographie Elias Canettis betrachtet werden. Vgl. Schmidt-Dengler, Wendelin: *Bruchlinien. Vorlesungen zur österreichischen Literatur 1945 bis 1990*. Salzburg (Residenz) 1996, 317-330.

Neumanns Darstellung die Gattungsgeschichte „gemäß der Mahrholzschen These von der unmittelbaren Lebenswiedergabe“ zum „bloßen Reflex auf die Sozialgeschichte verkürzt wird.“¹²⁷ Als Problem der sozialgeschichtlichen Autobiographie-Theorie wurde denn auch, ähnlich wie bei der hermeneutischen Gattungstheorie, ihr Universalitätsanspruch betrachtet. Dies hängt wohl eng mit der Neigung zusammen, „den Zusammenhang der Werke unter ein Prinzip zu organisieren“:

Nachdem die ältere Vorstellung einer Entwicklung der Literatur nach immanenten Gesetzen nicht haltbar war, versuchte man, die so offenkundig wirksame sozialhistorische Beziehung zum Kohärenzstiftenden Prinzip zu machen.¹²⁸

Doch vor allem das Beibehalten des überlieferten Gattungsbilds erweist sich in Neumanns Studie als problematisch. Da Neumann an der festumrissenen Identität des bürgerlichen Individuums als Gattungsmerkmal festhält, kann er nicht anders, als die Geschichte der Autobiographie mit dem drohenden Verschwinden dieser Charakteristika für beendet zu erklären. Sein statisches Gattungsbild erweist sich als unfähig, neuere Tendenzen aus der literarischen Praxis aufzunehmen.

1.3.8 Politik der Subjektivität: Peter Sloterdijk

Auch Peter Sloterdijk beschreibt in seiner Studie *Literatur und Lebenserfahrung. Autobiographien aus den zwanziger Jahren* lebensgeschichtliches Erzählen als eine Form sozialen Handelns. Wie Neumann begreift Sloterdijk – in deutlicher Anknüpfung an die hermeneutische Theorie – Autobiographien als „das subjektive Zentrum der ästhetischen Organisation lebensgeschichtlichen Wissens, also in gewisser Weise das Paradigma von Literatur überhaupt.“¹²⁹ Aber anders als Neumann sieht Sloterdijk die Entwicklung der Gattung in der Moderne nicht als eine Verfallsgeschichte. „Gerade durch das Abblühen der individualistischen Ideologie - »Krise des Individuums« ist eines der Epochenstichworte – können in jener Zeit (der »Weimarer Republik« – J.S.) Möglichkeiten einer kritischen Sozialautobiographik freiwerden.“ Obwohl die Arbeit mit einer Dilthey-Kritik und mit Skepsis gegenüber dessen optimistischer Annahme, dass das individuelle Leben ohne weiteres »sich

¹²⁷ Niggel (Hrsg.)²1998, S. 10.

¹²⁸ Schön, Erich: Sozialgeschichtliche Literaturwissenschaft. In: Brackert/Stückrath (Hrsg.), S. 610.

¹²⁹ Ebd., S. 5ff.

selbst« versteht, anfängt, bleibt dessen Grundgedanke, „dass das individuelle Leben es vermag, sich selbst in völliger Transparenz zu durchleuchten und die Fülle seiner Bedingtheiten in sein Selbstbewusstsein aufzunehmen“¹³⁰, aufrechterhalten. Auch wenn Sloterdijk gesteht, die Arbeit „mit sehr idealistischen Prämissen begonnen zu haben“¹³¹, kommt er immer wieder zu Aussagen, die an die Anfänge der Autobiographie-Theorie erinnern. So wirkt es fast wie ein Zitat Mischs, wenn Sloterdijk in seiner Einleitung schreibt, „die Pointe“ seines „Experiments“ ziele darauf, „aus einzelnen autobiographischen Texten Spuren der lebendigen Vorgänge abzulesen, in denen sich das Bewußtsein seiner Erlebnisse bemächtigt.“¹³² Stärker als Neumann betont Sloterdijk die neueren Tendenzen und damit auch das Zukunftspotential innerhalb der Gattung, doch auch er vollzieht den entscheidenden Bruch mit dem hermeneutischen Gattungsbild nicht. Auch er interpretiert die Autobiographie vor allem als lebensgeschichtliche Quelle, indem er die „Rückbettung der Reflexion in den Strom der Lebenspraxis“¹³³ betont.

1.3.9 Zwischen Hermeneutik und Dekonstruktion

Mit Hilfe sozialpsychologischer Ansätze beschrieb Neumann das Subjekt im Spannungsfeld von Innen- und Außenwelt und lieferte in seiner Studie ein sozialpsychologisch fundiertes Begriffsgerüst, das den Unterschied zwischen Autobiographie und Memoiren begründete. Es ist jedoch fraglich, ob Neumanns Begriffssystematik auf die gesamte Geschichte der Gattung ausdehnbar ist. Ist seine Typologie letztlich nicht nur für das Korpus geeignet, das er ausgewählt hat: Die deutsche bürgerliche, »klassische« Autobiographie?

Die in vorliegender Arbeit behandelten Autobiographen wurden aus einem anderen Selbstbewusstsein geschrieben. Der Bericht über eigene Identität und Entwicklung führt nicht zu einer gelungenen Anpassung, sondern oft zur Skepsis. Es ist fraglich, ob Neumanns Einschätzung der Autobiographie des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts nicht eine Homogenität unterschiebt, die bei genauerem Hinsehen nicht ganz aufrechterhalten werden kann. Auch in der damaligen Autobiographie galt das Ideal stetiger, organischer, von der Gesellschaft gefordeter Entwicklung nur für eine

¹³⁰ Ebd., S. 10.

¹³¹ Ebd.

¹³² Ebd., S. 8.

¹³³ Sloterdijk, S. 11.

dünne Oberschicht. Dies macht die Autobiographie Franz Grillparzers deutlich, der nicht wie Goethe im Einklang mit der adligen Gesellschaft zu leben vermochte und zeitweilig als Hofmeister seinen Lebensunterhalt verdienen musste:

Die Natur ist mit mir nicht stufenweise gegangen, mein Wesen hat sich mit einemmale aus seinen Umhüllungen losgerissen, weder Geist, noch Herz, noch Charakter sind das geworden, was sie zu werden versprochen oder drohten (...).¹³⁴

Damit erteilt Grillparzer einer Entelechie in Goethes Sinn eine klare Absage. In diesem Sinne dürfte Grillparzers *Selbstbiographie* als „moderner“ gelten als *Dichtung und Wahrheit*, die Autobiographie, an der sich der sozialgeschichtliche Ansatz Neumanns noch am ehesten zu orientieren scheint.

Dennoch hat Neumann am Ende seiner Studie das traditionelle Gattungsbild zur Diskussion gestellt. Die Frage, ob mit dem Verschwinden bis dahin gültiger Charakteristika auch das Ende der Autobiographie erreicht sei, ist seit den siebziger Jahren eine der wichtigsten Fragen innerhalb der Gattungstheorie.

Die deutsche Autobiographie-Forschung der siebziger Jahre war nicht durch einen Bruch mit der Vergangenheit gekennzeichnet, sondern führte die Einsichten der hermeneutischen Autobiographie-Betrachtung von einer gesellschaftskritischen und ideologiekritischen Perspektive aus weiter. Ältere Positionen wurden mehr und mehr in Frage gestellt, bis dahin gültige Vorstellungen angezweifelt, Individualität und Identität erscheinen als zunehmend vom historischen und sozialen Kontext bedingt und gefährdet, doch den entscheidenden Bruch mit dem Bild der Autobiographie als „eines Ganzen“, das „zu einer nachträglichen Sinngebung des gelebten Lebens aus einheitlicher Perspektive“¹³⁵ neigt, vollzieht die sozialgeschichtliche Gattungstheorie nicht. Sie erscheint so als eine Zwischenstufe zwischen dem hermeneutischen Gattungsverständnis und der poststrukturalistischen Dekonstruktion des Subjekts.

¹³⁴ Grillparzer, Franz: Anfänge zu einer Selbstbiographie. In: Ders: *Sämtliche Werke. Ausgewählte Briefe, Gespräche, Berichte*. Hrsg. von Peter Frank und Karl Pönbacher. Nachwort von Curt Hohoff. Band 4: Selbstbiographien – Autobiographische Notizen – Erinnerungen – Tagebücher – Briefe, Zeugnisse und Gespräche in Auswahl. München (Carl Hanser) 1965, S. 9-20, hier S.9.

¹³⁵ Wilpert, Gero von: *Sachwörterbuch der Literatur*. Stuttgart (Alfred Kröner) ⁷1989, S. 67.

1.4 Die rezeptionsästhetische Gattungstheorie

1.4.1 Die Autobiographie als Rezeptionsvorgabe

Die seit den siebziger Jahren verstärkt einsetzende Beschäftigung mit der Autobiographie richtete sich nicht nur auf sozialgeschichtliche und sozialpsychologische Fragestellungen. Auch die Rolle des Lesers wurde unter Einfluss der Rezeptionsästhetik in ein schärferes Licht gerückt. Man sah ein, dass das Zustandekommen der literarischen Kommunikation neben dem Produzenten von Literatur auch den Rezipienten voraussetzt. Der Leser wurde nicht länger als passiver Empfänger betrachtet, sondern als aktiv handelnder Partner des Produzenten. Der Text wurde als wirkungsbezogene Strategie aufgefasst, als Rezeptionsvorgabe, deren besondere Eigenschaften die Lektüre bestimmen und die Freiheit des Lesers im Umgang mit dem Text eingrenzen. Die Rezeptionstheorie griff dabei auf die philosophische Hermeneutik, insbesondere auf Hans-Georg Gadammers These von der subjektiven Gebundenheit allen Verstehens, zurück. Verschiedene Literaturwissenschaftler wandten sich gegen die Literaturtheorie der werkimmanenten Interpretation, die sie als tendenziell geschichtslos und undemokratisch ablehnten. So meinte Wolfgang Iser, die „Meister der Kunst der Interpretation“ hätten ihre Auslegungen „oft in hieratischem Ton auf den Kathedern der deutschen Hörsäle“¹³⁶ vorgetragen. Die Betonung der gesellschaftlichen Bezüge der Literatur sowie deren Wirksamkeit entsprachen dem Verzicht auf den Glauben an autonome Literatur und Literaturtheorie, die im Zuge der allgemeinen Forderung nach Demokratisierung als „elitär“ abgelehnt wurde.¹³⁷

Im Umgang mit der Autobiographie hatte man sich, nicht zuletzt durch eine nahe liegende Fixierung auf die Autorposition, lange Zeit nur wenig Gedanken über dasjenige gemacht, was bei der Lektüre einer Autobiographie im Kopf des Lesers

¹³⁶ Iser, Wolfgang: *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*. München (UTB) ²1984, S. III. Iser's Kritik richtete sich vor allem auf den Schweizer Literaturwissenschaftler Emil Staiger, der nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs erheblich zu der methodischen Entwicklung der werkimmanenten Interpretation beitrug. Vgl. Staiger, Emil: *Die Kunst der Interpretation. Studien zur deutschen Literaturgeschichte*. Zürich (Atlantis Verlag) 1951.

¹³⁷ Vgl. Grimm, Gunter (Hrsg.): *Literatur und Leser. Theorien und Modelle zur Rezeption literarischer Werke*. Stuttgart (Reclam) 1975, S. 11: „Die einseitige Beschäftigung mit der Produktionsseite der Literatur konnte leicht als Ausdruck einer Ideologie dargestellt werden, der es nicht um ihre Rechtfertigung zu tun war, die ihre Wissenschaft bewußt elitär und ohne unmittelbare Verbindung zur Gesellschaft betrieb, sich selbst also auch kaum eine Wirkungsmöglichkeit zubilligte.“

vorgeht.¹³⁸ Aber in den späten sechziger und den frühen siebziger Jahren wandte sich die Autobiographie-Forschung der Rolle des Lesers zu. So formulierte Wulf Segebrecht 1969 die These, dass jeder Autobiographie eine die Rezeption lenkende „Funktion“¹³⁹ eingeschrieben sei. Der französische Literaturwissenschaftler Philippe Lejeune erklärte in *Le pacte autobiographique* (1973) die Beziehung des Autobiographen zu seinem Leser zum Angelpunkt des Gattungsverständnisses. Lejeune meinte mit seinem „pacte autobiographique“ einen Vertrag, den der Autor mit dem Leser schließt und unter dessen Bedingungen der Leser die berichteten Ereignisse dem jeweiligen Verfasser als eigene Erfahrungen zurechnet. Grundlegend ist für sowohl Segebrecht als Lejeune die Annahme, dass die Bedeutung einer Autobiographie immer erst während der Rezeption zustande kommt. In diesem Kapitel sollen Lejeunes und Segebrechts Überlegungen im Hinblick auf die deutschsprachige Autobiographie analysiert werden. Zunächst möchte ich die Hinwendung der Literaturwissenschaft zum Leser darstellen, um den Zusammenhang der rezeptionsästhetischen Gattungstheorie mit der allgemeinen methodischen Entwicklung der Literaturwissenschaft zu zeigen. Auf diese Weise sind die gattungstheoretischen Überlegungen Segebrechts und Lejeunes verständlich. Diesem gattungstheoretischen Subkapitel kommt angesichts der im zweiten Teil dieser Arbeit folgenden Rezeptionsanalyse eine besondere Bedeutung zu, da die Rezeption der untersuchten Autobiographien in vorliegender Arbeit einen wichtigen Platz einnimmt. Die Brauchbarkeit der von Segebrecht und Lejeune entwickelten Theorie soll im zweiten Teil dieser Arbeit überprüft werden; in diesem Kapitel möchte ich aber schon einmal auf die Problemfelder eingehen, die ihre Theorie auf gattungstheoretischer Ebene aufwirft. Dieses Kapitel bietet somit die Möglichkeit, zentrale Fragen der Gattungstheorie aus rezeptionsästhetischer Sicht zu erörtern, so die Frage nach der Beziehung des Autobiographen zu seinem Leser, nach dem Lektüerverhalten des Lesers und nach der Art und Weise, wie der Leser einer Autobiographie die in ihr präsentierte »Wahrheit« wahrnimmt.

¹³⁸ Vgl. Wagner-Egelhaaf, S. 65: „Gerade weil aufgrund der autobiographietypischen Referenzillusion die Neigung besteht, das autobiographische Ich mit dem Autor gleichzusetzen und von daher die Aufmerksamkeit in besonderer Weise auf die Autorposition gelenkt wird, ist lange Zeit nicht gesehen worden, in welchem Ausmaß der Leser in den autobiographischen Prozeß eingebunden ist.“

¹³⁹ Segebrecht, Wulf: Über Anfänge von Autobiographien und ihre Leser. In: Niggel (Hrsg.) ²1998, S.158-169, hier S. 164.

1.4.2 Die Entdeckung des Lesers in der Literaturwissenschaft

Die Rezeptionstheorie verbindet sich hauptsächlich mit den Namen Hans-Robert Jauß und Wolfgang Iser. Jauß stellte 1967 in seiner Rede *Literaturgeschichte als Provokation* fest, dass die Literaturgeschichtsschreibung und akademische Literaturinterpretation eine wesentliche Instanz vernachlässigt hatten: den Leser. Mit seiner Rezeptionstheorie wollte er einen Beitrag zur „Erneuerung der Literaturgeschichte“ liefern:

Die Geschichtlichkeit der Literatur beruht nicht auf einem post festum erstellten Zusammenhang >literarischer Fakten<, sondern auf der vorgängigen Erfahrung des literarischen Werkes durch seine Leser. Dieses dialogische Verhältnis ist auch die primäre Gegebenheit für die Literaturgeschichte.¹⁴⁰

Der „ästhetische Gehalt“ eines Textes werde, so Jauß, erst im „Akt des Lesens“, in einem Dialog zwischen Text und Leser hervorgebracht. Jauß plädierte für die hermeneutische Rekonstruktion der historisch und sozial unterschiedlichen Voraussetzungen und Erfahrungen des Lesers und für eine Rekonstruktion jener Fragen, „auf die der Text (den zeitgenössischen Lesern – J.S.) eine Antwort gab.“¹⁴¹ Der vom Soziologen Karl Mannheim übernommenen Begriff des Erwartungshorizonts überbrückt bei Jauß die hermeneutische Differenz zwischen Text und Leser. Unter ihm versteht Jauß ein „objektivierbares System der Erwartungen“, das sich „für jedes Werk im historischen Augenblick seines Erscheinens“ ergebe und sich aus drei Faktoren zusammensetze: „aus dem Vorverständnis der Gattung, aus der Form und Thematik zuvor bekannter Werke und aus dem Gegensatz von poetischer und praktischer Sprache.“¹⁴² Jauß rückt so eine im Text enthaltene Vorstellung vom Leserpublikum ins Zentrum seiner Rezeptionstheorie. Rezeption fasst Jauß als „geschichtsbildende Energie“¹⁴³ auf, die vermittels „Horizontstiftung und Horizontverschmelzung“¹⁴⁴ über die ästhetische Erfahrung hinausreicht.

¹⁴⁰ Jauß, Hans-Robert: *Literaturgeschichte als Provokation*. In: Warning, Rainer (Hrsg.): *Rezeptionsästhetik*. München (Finck) ⁴1994, S. 171 (ursprüngliche Ausgabe: *Literaturgeschichte als Provokation*, Frankfurt (Suhrkamp) 1970).

¹⁴¹ Ebd., S. 136.

¹⁴² Ebd., S. 174.

¹⁴³ Jauß in: Warning (Hrsg.), S. 127.

¹⁴⁴ Ebd., S. 131.

Der Anglist Wolfgang Iser hingegen klammert die historischen Rezeptionsbedingungen in seiner Theorie des Leseverstehens aus. Iser meint, dass jedem literarischen Text eine Leserrolle eingeschrieben sei.¹⁴⁵ An jedem Punkt seiner Lektüre bilde der Leser, auf Grund seiner bisherigen Erfahrungen mit Literatur, neue Erwartungen und Hypothesen, die in der weiteren Lektüre bestätigt, modifiziert oder zurückgewiesen werden. Iser betonte die Deutung, die Leser in den Text hineintragen, insbesondere in sogenannte „Leerstellen“¹⁴⁶, die in der Rezeption gefüllt und besetzt werden. Der von ihm entwickelte Begriff des „impliziten Lesers“ beschreibt den vom Text intendierten und in ihm repräsentierten Leser und seine Handlungen. Diese Bezeichnung ist in soweit missverständlich, als damit „keine reale Existenz“, sondern vielmehr ein „transzendentes Modell, durch das sich allgemeine Wirkungsstrukturen fiktionaler Texte beschreiben lassen“, gemeint ist.¹⁴⁷ Der implizite Leser sei, so Iser, die „Wirkungsstruktur des Textes“, als „Gesamtheit der Vororientierungen, die ein fiktionaler Text seinen möglichen Lesern als Rezeptionsbedingungen anbietet.“¹⁴⁸

1.4.3 Das Spiel des Autobiographen mit seinem Leser: Wulf Segebrecht

Bereits 1969 betrachtete Wulf Segebrecht die Autobiographie aus wirkungsästhetischer Perspektive.¹⁴⁹ Seine Aufmerksamkeit richtete er dabei vor allem auf die Anfänge von Autobiographien, wie dies einige Jahre zuvor für den Roman die Beiträge in dem von Norbert Miller herausgegebenen Sammelband *Romananfänge. Versuch zu einer Poetik des Romans*¹⁵⁰ gemacht hatten. Segebrecht

¹⁴⁵ Vgl. Iser, Wolfgang: *Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa*. Konstanz (Universitätsverlag) 1970. Auch in: Warning (Hrsg.) ⁴1994, S. 228-252.

¹⁴⁶ Unter „Leerstelle“ versteht Iser eine unbestimmte Stelle im Text, die zu einer „projektiven Besetzung des Ausgesparten“ stimuliert und dem Leser „einen Anteil am Mitvollzug und an der Sinnkonstitution des Geschehens“ gewährt. Vgl. Iser in Warning (Hrsg.), S. 236. Iser griff dabei auf Roman Ingardens Begriff der „Unbestimmtheitsstellen“ zurück. Vgl. Ingarden, Roman: *Das literarische Kunstwerk*. Tübingen (Niemeyer) 1960.

¹⁴⁷ Iser, Wolfgang: *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*. München: Fink (UTB) ²1984, S. 60 u. S. 66. Matthias Richter hält die Bezeichnung denn auch für „irreführend“. „Was damit offenbar nicht gemeint ist, ist leichter zu sagen, als eine positive Bestimmung zu treffen.“ „Die Frage, was Iser mit Zentralbegriffen wie »Textrepertoire«, »impliziter Leser« oder »Leerstelle« genau meint, zwingt den Leser zu mühsamen Rekonstruktionen.“ Richter, Matthias: *Wirkungsästhetik*. In: Arnold, Heinz Ludwig; Detering, Heinrich (Hrsg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München (dtv) ⁴2001, S. 516-537, hier S. 526 u. S. 521.

¹⁴⁸ Iser 1984, S. 69 u. S. 60.

¹⁴⁹ Segebrechts Aufsatz erschien zuerst in: *Die Ringenden sind die Lebendigen. Hermann Leins zum 70. Geburtstag*. Stuttgart (Metzlersche Verlagsbuchhandlung) 1969, S. 63-77.

¹⁵⁰ Miller, Norbert (Hrsg.): *Romananfänge. Versuch zu einer Poetik des Romans. Zwölf Essays*. Berlin (Literarisches Colloquium) 1965.

Aufsatz weist Übereinstimmungen auf mit Iser's abstraktem Modell vom Text als einem „Wirkungspotential, dessen Strukturen Verarbeitungen in Gang setzen und kontrollieren“¹⁵¹.

An der bisherigen Literaturwissenschaft, die sich mit Anfängen erzählender Prosa beschäftigt hat, kritisiert Segebrecht, dass sie eigentlich nur an der Rolle interessiert gewesen sei, die der Erzähler selbst übernommen habe, an „seinem aus dem Anfang ablesbaren Selbstverständnis, der von ihm gewählten Perspektive, seinem Stilwillen und den Erzählformen.“¹⁵² Der andere „Partner“, der Leser, sei „nur zaghaft“ in Betracht gezogen worden. Auch seien die bis jetzt gewonnenen Erkenntnisse für die Autobiographie nicht allzu relevant, da die Lesererwartungen, mit denen Autobiographien zu rechnen haben, sich erheblich von den Erwartungen, die sich an einen Roman oder eine Erzählung richten, unterscheiden:

Die Erwartung des Lesers einer Autobiographie richtet sich nicht auf eine „pure Dichtung“ ein, sondern darauf, daß der Autobiograph zugleich Erzähler und Gegenstand seines Werkes ist, sich als nichtfiktiv ausweist, womit durchaus kein Verzicht auf ästhetische Qualitäten verbunden sein muß.¹⁵³

Die Erwartung, dass Autor und Ich-Figur identisch seien, bestehe zwar oft zu Unrecht - der Autobiograph könne sein Ich stilisieren, umdeuten oder gar verfälschen -, trotzdem sei sie ein „von der Autobiographie selbst legitimer Faktor, mit dem der Autor zu rechnen hat.“ Der Autobiographie-Leser erhält nach Segebrecht eine „ungewöhnlich exponierte Stellung“: Er verfolge und beurteile die Verfahrensweise des Autobiographen mit kritischer Aufmerksamkeit. Er begutachte sowohl die „Bemühung des Autobiographen um historische Treue“ als auch das „Verfahren der Fiktionalisierung.“¹⁵⁴

Der Autobiograph macht intensiv Gebrauch von erzählerischen Variationsmöglichkeiten wie Vorstellung und Rechtfertigung, so Segebrecht. Er weiß, wie er mit den Erwartungen des Lesers spielerisch umgehen kann. Oft lasse sich der erste Satz einer Autobiographie als ein in angenommener Reaktion auf das Publikum formuliertes Programm lesen. Signale, die die Leserhaltung beeinflussen, werden vom Autobiographen bewusst gesetzt. So habe Fontane mögliche Zweifel auf der Seite des

¹⁵¹ Iser ²1984, S. 1.

¹⁵² Segebrecht. In: Niggel (Hrsg.) ²1998, S. 159.

¹⁵³ Ebd., S. 160.

¹⁵⁴ Ebd.

Lesers vorweg genommen, indem er *Meine Kinderjahre* im Vorwort „vorsichtigerweise“ einen „autobiographischen Roman“ nannte.¹⁵⁵ Ein anderes Beispiel dafür, wie der Autobiograph die Lesererwartungen kalkuliert einsetzen kann, bietet Goethe. Segebrecht weist auf den „Brief eines Freundes“ im Vorwort von *Dichtung und Wahrheit* hin.¹⁵⁶ Diesen wahrscheinlich von Goethe selbst fingierten Brief¹⁵⁷ betrachtet Segebrecht als ein „von außen (gewissermaßen vom Leser selbst) kommendes Postulat“, das „die gleichsam objektivierte Forderung nach einer Lebensbeschreibung“¹⁵⁸ enthält. Durch die Lektüre dieses fiktiven Briefes werde der Leser von *Dichtung und Wahrheit* schon am Anfang auf „das goethische Prinzip von »Dichtung und Wahrheit« eingeschworen.“¹⁵⁹ Goethe integriert seinen Leser so von vornherein als Autobiographie-Leser, während ihn Fontane „eliminiert.“¹⁶⁰ Dem „Begutachtungswillen“ des Lesers gibt Goethe nach: Der Leser darf an der historischen Wahrheit des Erzählten zweifeln. Aber dieser Zweifel führt ihn genau auf den Weg, den Goethe mit ihm einschlagen will: Er bestätigt, dass Goethe „deuten“ möchte, dass es ihm auf eine höhere Wahrheit ankommt, die nur über die Fiktionalisierung erreicht werden kann.

Segebrecht kommt zu der Schlussfolgerung, dass man es bei Autobiographien mit Niederschriften zu tun hat, in denen ein Autor vor einem Publikum von seinem Leben berichtet, „wobei der gegenüber beispielsweise dem Roman verringerte Fiktionsgrad der Autobiographie mit einer erhöhten Intensität der Kommunikation mit dem Leser einhergeht.“ Diese Voraussetzung erfordere es, die „erzähltechnischen Gegebenheiten der Autobiographie“ nicht „losgelöst von der Position und kritischen Funktion des Lesers“ zu betrachten, sondern „zu versuchen, das Programm und die Verfahrensweisen des Autobiographen von der Instanz des Lesers her zu erkennen und zu beurteilen.“¹⁶¹

¹⁵⁵ Fontane, Theodor: *Meine Kinderjahre*. Autobiographischer Roman. In: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Jutta Neuendorff-Fürstenau. Band XIV: *Meine Kinderjahre*. Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 bis 1860. *Mein Erstling: Das Schlachtfeld von Gross-Beeren*. München (Nymphenburger Verlagshandlung) 1961, S.7-189, hier S. 7.

¹⁵⁶ Vgl. Goethe: *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit* Buch 1-13. In: Hamburger Ausgabe. Hrsg. von Erich Trunz. Band 9. *Autobiographische Schriften I*. München (C.H. Beck) 1998, S. 7ff.

¹⁵⁷ Ebd. (Anmerkungen), S. 641: „*der Brief eines Freundes* ist in seiner Formulierung wohl ein Werk Goethes, doch faßt er inhaltlich vieles zusammen, was man dem Dichter wiederholt gesagt und geschrieben hatte, und ist insofern (gleich dem übrigen) „gedichtete“ Wahrheit.“

¹⁵⁸ Segebrecht. In: Niggel (Hrsg.) ²1998, S. 164.

¹⁵⁹ Wagner-Egelhaaf, S. 65.

¹⁶⁰ Segebrecht. In: Niggel (Hrsg.) ²1998, S. 164.

¹⁶¹ Ebd., S. 169.

1.4.4 Die Autobiographie als Lektürevertrag: Philippe Lejeune

Auch der französische Literaturwissenschaftler Philippe Lejeune betrachtete in *Le pacte autobiographique* (1975) die Autobiographie von ihrer Rezeptionsseite her. Lejeune, der seine ersten Untersuchungen in den Jahren 1972-1974, nach der Gesamtdarstellung der französischen Autobiographie in *L'autobiographie en France*¹⁶², verfasste, fand vor allem mit *Le pacte autobiographique* auch in Deutschland große Beachtung. In den letzten Jahren hat Lejeune mehrere selbstkritische Auseinandersetzungen mit seinen früheren Positionen präsentiert.¹⁶³ Wie Segebrecht stellt auch Lejeune fest, dass die bisherige Gattungsforschung die Rolle des Lesers zu Unrecht vernachlässigt hat. Lejeune betont, dass er in seiner Theorie seine eigene Anwesenheit als Leser nicht ausblenden will:

Von der Situation des Lesers ausgehend (die meine eigene ist, die einzige, die ich gut kenne), gelingt es mir möglicherweise, das Funktionieren der Texte (die unterschiedlichen Arten des Funktionierens) klarer zu erfassen, denn sie sind ja für uns, die Leser, geschrieben worden, und indem wir sie lesen, sind wir es, die sie zum Funktionieren bringen.¹⁶⁴

„Zwanglos definiert“ wäre die Definition der Autobiographie nach Lejeune:

Rückblickender Bericht in Prosa, den eine wirkliche Person über ihr eigenes Dasein erstellt, wenn sie das Hauptgewicht auf individuelles Leben, besonders auf die Geschichte der Persönlichkeit legt.¹⁶⁵

Dabei spielen folgende Elemente aus vier verschiedenen Kategorien eine wesentliche Rolle: 1) sprachliche Form a) Bericht b) Prosa 2) behandelte Gegenstand; 3) Situation des Autors (gemeint ist die Identität von Autor und Erzähler); 4) Position des Erzählers a) Identität Erzähler - Hauptfigur b) rückblickende Perspektive.¹⁶⁶ Eine

¹⁶² Lejeune, Philippe: *L'autobiographie en France*. Paris (Armand Collin) 1971.

¹⁶³ Auch gründete er 1992 die *Association pour l'autobiographie et le patrimoine autobiographique* (APA) im französischen Ambérieu-en-Bugey¹⁶³ und gab er die Autobiographie seines Urgroßvaters, Xavier-Edouard Lejeune (1845-1918), heraus. Lejeune, Xavier-Édouard: *Calicot*. Paris (Montalba) 1984. Die APA hat es sich zum Ziel gesetzt, alle unveröffentlichten autobiographischen Texte, die man ihr zuschickt, aufzubewahren und in der öffentlichen Bibliothek von Ambérieu-en-Bugey zum Lesen anzubieten. Über das Ziel und die Geschichte der APA informiert ihre Webseite: <http://sitapa.free.fr/>.

¹⁶⁴ Lejeune. In: Niggel (Hrsg.)²1998, S. 215.

¹⁶⁵ Ebd.

¹⁶⁶ Ebd., S. 216. „Bericht“ betrachtet Lejeune dabei als eine Art Gegensatz zu „Rede“. Vgl: „Der Text soll in erster Linie Bericht sein – aber man weiß ja, wieviel Raum die Rede in der autobiographischen Erzählung einnimmt.“

Autobiographie sei jedes Werk, das die in jeder Kategorie enthaltenen Bedingungen zugleich erfülle. Die Bedingungen 3 und 4a setzten die Autobiographie von der Biographie und dem „persönlichen Roman“ ab.¹⁶⁷ Den „autobiographischen Pakt“ betrachtet Lejeune als die Bestätigung der dreifachen Namensidentität von Autor, Erzähler und Figur im Text. Diese Identität sei die unerlässliche Voraussetzung für die nichtfiktive Gattung Autobiographie, bei den anderen Bedingungen seien Übergänge zu den Nachbargattungen möglich. Lejeune geht also von der „nachweisbaren Identität zwischen *Autor*, *Erzähler* und *Figur*“¹⁶⁸ aus. Die Identität des Autors mit dem Erzähler sei vorhanden „oder sie sei es nicht.“ Es gäbe keinen „möglichen Abstufungsgrad“, und jeder Zweifel hätte „einen negativen Befund zur Konsequenz.“¹⁶⁹

Meistens erkläre der Autor in einem „Einleitungspakt“ ausdrücklich seine Identität mit der Figur, so Lejeune. Dieser Identitätsvertrag werde mit dem Eigennamen des Autors im Text, der auf den Namen des Autors auf dem Titelblatt zurückverweist, bestätigt. Das wiederholte Auftreten des Eigennamens im Text sei als eine Bestätigung des „autobiographischen Paktes“ zu interpretieren. Der häufigste Fall sei der, dass der Pakt bereits im Titel beginne, im Vorwort weiterentwickelt und über die ganze Länge des Textes hinweg durch das wiederholte Auftreten des Autornamens bestätigt werde. Dies sei z.B. bei den *Confessions* (1782, 1788) von Jean-Jacques Rousseau der Fall. Der „autobiographische Pakt“ erscheine dem Pakt ähnlich, den irgendein Historiker, Geograph oder Journalist mit seinem Leser schließe:

Im Gegensatz zu allen Formen der Fiktion sind die Biographie und die Autobiographie *referentielle* Texte: genau wie die wissenschaftliche oder historische Rede geben sie vor, eine Information über eine außerhalb des Textes liegende „Realität“ zu geben und sich somit einer Prüfung der Verifizierbarkeit zu unterziehen. Ihr Ziel ist nicht die bloße Wahrscheinlichkeit, sondern die Ähnlichkeit mit dem Wahren. Nicht „die Wirkung des Realen“, sondern das Abbild des Realen.¹⁷⁰

Alle referentiellen Texte würden implizit oder explizit einen „referentiellen Pakt“ enthalten, in dem eine Definition des anvisierten realen Bereichs und eine Äußerung über die Modalitäten und den Grad der Ähnlichkeit enthalten seien, die der Text

¹⁶⁷ Ebd.

¹⁶⁸ Ebd., S. 217.

¹⁶⁹ Ebd., S. 228.

¹⁷⁰ Ebd., S. 244.

anstreben würde. Der „referentielle Pakt“ könne schlecht eingehalten sein, ohne dass deshalb der referentielle Wert des Textes verloren ginge.

Nach Lejeune bestimme der Autor einer Autobiographie sich als „eine wirkliche, gesellschaftliche Person“ und als „Schöpfer einer Rede.“ „Außerhalb des Textes und im Text gleichermaßen angesiedelt“ stelle die Person des Autors „die Verbindung zwischen beiden Bereichen dar.“¹⁷¹ Vor allem in postmodernen Autobiographien ist es aber schwierig, die oft mehr rhetorische Spielfigur des Ich völlig mit dem außertextuellen Autor zu identifizieren. Die in den nächsten Kapiteln erfolgenden Textanalysen werden ausweisen, in wieweit Lejeunes Theorie sinnvoll auf die hier untersuchten Texte angewendet werden kann. Lejeune behandelt nur eine kleine Auswahl herausragender Beispiele, die der Bestätigung der theoretischen Prämissen dienen sollten.¹⁷² Es ließen sich auch andere Texte denken, die mit den von ihm erarbeiteten Gattungsmerkmalen anders umgehen, und die man trotzdem als Autobiographie bezeichnen könnte. Das Festhalten an der Namensidentität führt bei Lejeune denn auch häufig dazu, all jene Autobiographien, die nicht mit einem deutlich definierbaren Pakt operieren, als solche auszuschließen.

1.4.5 Das letzte universalistische Gattungsmodell?

Lejeunes Theorie hat das Bewusstsein für die Formprobleme der Autobiographie und die Rolle des Lesers entschieden geschärft. Kritik an ihr ist aber nicht ausgeblieben. Bereits 1974 kritisierte Elisabeth W. Bruss sein Gattungsbild als einen zu statischen, weil unhistorischen Definitionsversuch. Der autobiographische Akt (Identität und Verifizierbarkeit) sei zwar zeitlich unverändert, seine Randzonen aber (die Art der Beziehung zum eigenen Ich; die Anteile von Ich und Welt) würden einem historischen Wandel unterliegen.¹⁷³ Diesen historischen Wandel bestimmte Bruss als Wechsel der verschiedenen autobiographischen Redeakte im Sinne von J.R. Searles' „speech acts“¹⁷⁴. Man könne, so Bruss, im eigentlichen Sinne nicht sagen, es gebe

¹⁷¹ Ebd., S. 227.

¹⁷² So vor allem Stendhals *Souvenirs d'égotisme* (1892), Rousseaus *Les Confessions* (1782, 1788), Thyde Monniers *Moi* (1949ff.) und Claude Roys *Moi, je* (1969).

¹⁷³ Bruss, Elisabeth W.: L'autobiographie considérée comme acte littéraire. In: *Poétique* 5 (1974), S. 14-26. dt. Die Autobiographie als literarischer Akt. In: Niggel (Hrsg.)²1998, S. 258-279. Vgl. auch Bruss, Elisabeth W.: *Autobiographical Acts. The Changing Situation of a Literary Genre*. Baltimore London (The John Hopkins University Press) 1976.

¹⁷⁴ Searle, J.R.: *Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language*. Cambridge (Cambridge University Press) 1969.

einen „autobiographischen Pakt“ zwischen einem Schriftsteller des 18. Jahrhunderts und einem Leser unserer heutigen Zeit. Ein solcher Schriftsteller wäre „außerstande (...) vorauszusagen, auf welche Weise ein zukünftiger Leser der Literatur oder der Welt gegenüberstehen werde.“ Einen Pakt könne ein Autor „legitimerweise nur mit Lesern abschließen, die die Regeln, von denen sein literarischer Akt bestimmt wird, verstehen und bejahen; und nur solche Leser können ihn andererseits für sein Werk zur Verantwortung ziehen.“¹⁷⁵ Die Spannung zwischen Theorie und Geschichte, statischem und historischem Gattungsbild spielt in der Kritik von Bruss an Lejeune eine zentrale Rolle.

Auch der rigide Ausschlusscharakter von Lejeunes Schema wurde als problematisch angesehen:

Was passiert, wenn der Leser oder die Leserin das Vertragsangebot des Autors nicht annimmt und den Text, der als Autobiographie gelesen werden möchte, gleichwohl als Roman liest, wenn er oder sie auf der anderen Seite einen als Roman ausgewiesenen Text autobiographisch liest, oder wenn während des Lektüreprozesses dauernd Zweifel über den Modus der Lektüre bestehen, liegt außerhalb des lejeuneschen Interesses, dem es am wohlsten zu sein scheint, wenn es gelingt, textuelle Unsicherheiten, Unentscheidbarkeiten, Irritationen auf das sichere Parkett des autobiographischen Paktschlusses zu retten.¹⁷⁶

Lejeune habe das Kriterium der Namensverwendung „über Gebühr formalisiert“¹⁷⁷, meint auch Michaela Holdenried:

Ohne hinzutretende formalästhetische Differenzierungen bleibt das Instrument eines vertrauensgebundenen Vertragsabkommens (...) zu grob.¹⁷⁸

Obwohl Lejeune in späteren Aufsätzen und Büchern wie *Je est un autre*. *L'autobiographie de la littérature aux Media* (1980), *Moi aussi* (1986) und *Le Mémoire et l'Oblique* (1991) Korrekturen vornahm, hielt er lange Zeit an der Gleichsetzung und Verifizierbarkeit der dreifachen Identität von Autor, Erzähler und Figur fest. Später räumte Lejeune eine Übergangsform zwischen dem realen und dem erfundenen Namen ein, den „nom substitué“, der fiktionalen Funktionen annehme und

¹⁷⁵ Bruss. In: Niggli (Hrsg.)²1998, S. 258.

¹⁷⁶ Wagner-Egelhaaf, S. 69.

¹⁷⁷ Holdenried, S. 27.

¹⁷⁸ Ebd., S. 28.

sich nur teilweise auf die Person des Autors beziehe.¹⁷⁹ Lejeune relativierte seine Thesen und sprach von der „Absurdität, sie (seine Untersuchung – JS) universell anlegen zu wollen“:

(...) ich wollte ein klares, kohärentes und vollständiges System erläutern (das alle Fälle berücksichtigte) und Maßstäbe für die Bildung eines Korpus (desjenigen der Autobiographie) erstellen, das in Wirklichkeit nach zahlreichen, je nach Epoche und Individuen schwankenden und oft inkohärenten Kriterien entsteht.¹⁸⁰

Auch räumte Lejeune den Grenzfall der in der dritten Person geschriebenen Autobiographie ein. Mit seiner Theorie des „autobiographischen Pakts“ präsentierte Lejeune ein Schema, das vor allem in seiner ersten Konzeption als universalistisches Modell gelten wollte, mit dessen Hilfe jede Autobiographie aus rezeptionsästhetischer Sicht interpretiert werden konnte. Gerade dieser Anspruch auf Allgemeinheit und Allgemeingültigkeit wurde immer mehr als problematisch aufgefasst. Zunehmend wurde die mit der Niederschrift einer Autobiographie notwendig gegebene Verfremdung als Konstruktion und Neuschreibung des Ich, als Erfindung der autobiographischen »Wahrheit« durch Erinnerung und Erzählung gedeutet. Folglich wurde die „früher unbezweifelte Bindung des autobiographischen Erzählers an empirische Gegebenheiten“¹⁸¹ – und damit auch der Authentizitätsanspruch der Autobiographie – in Frage gestellt. Vor allem poststrukturalistischen Literaturwissenschaftlern galt Lejeunes Schema deshalb als überholt.

1.4.6 Alfonso de Toro und die nouvelle autobiographie

Eine solche poststrukturalistische Kritik an Lejeune hat der Romanist Alfonso de Toro¹⁸² aufgestellt, der sich dabei vor allem auf Alain Robbe-Grillet's Konzeption der

¹⁷⁹ Vgl. Lejeune, Philippe: Autobiographie, roman et nom propre. In: Ders: *Moi aussi*. Paris (Seuil) 1986, S. 37-73.

¹⁸⁰ Lejeune: *Der autobiographische Pakt*. Aus dem französischen von Wolfram Bayer und Dieter Hornig. Suhrkamp (Frankfurt/Main) 1994, S. 51.

¹⁸¹ Niggel (Hrsg.)² 1998, S. 594.

¹⁸² De Toro, Alfonso: Die postmoderne ‚neue Autobiographie‘ oder die Unmöglichkeit einer Ich-Geschichte am Beispiel von Robbe-Grillet's *Le miroir qui reveaglient* und Doubrovskys *Livre Brisé*. In: Groß, Sybille; Schönberger, Axel (Hrsg.): *Dulce decorum est philologiam colere: Festschrift für Dieter Briesemeister zu seinem 65. Geburtstag*. Berlin (Domus) 1999, S. 1407-1443. Im Internet: <http://www.uni-leipzig.de/~detoro/sonstiges/neuauto.htm>.

„nouvelle autobiographie“ bezog.¹⁸³ Robbe-Grillet habe, ähnlich wie vor ihm Serge Doubrovsky und Roland Barthes¹⁸⁴ einen „Paradigmenwechsel“ in der Geschichte der Autobiographie herbeigeführt, so de Toro. Diese Autoren hätten die „Unzulänglichkeit“ der Gattung „demaskiert“.¹⁸⁵

De Toro behauptet, dass Lejeune von einem veralteten, nicht mehr zeitgemäßen Begriff der Wahrheit und Identität ausgeht. Er habe unberücksichtigt gelassen, was bereits im *nouveau roman* der fünfziger Jahre zur Diskussion stand, vor allem „die absolute Relativierung dessen, was als Wirklichkeit gilt, was eine Auflösung der Grenzen zwischen Wirklichkeit und Fiktion zur Folge hatte.“ Er nehme deshalb auch die „Auflösung der Grenzen zwischen Wirklichkeit und Fiktion“ nicht wahr. Das Subjekt sei „brüchig, wenn nicht unmöglich geworden“. Die Autobiographie sei heute „der nomadische, assoziative Versuch, eine Unordnung bzw. die Vielfalt von Masken und Brüchen zu verstehen.“ Bei der Erinnerung handle es sich nicht um die „Rückgewinnung der Vergangenheit oder einer längst verlorenen Identität“, sondern darum, „diese neu in der radikalen Unmittelbarkeit und Gegenwärtigkeit der Sprache, der Schrift zu erfahren“. De Toro bezieht sich dabei vor allem auf Derridas Theorie der *dissémination*, der „Sinnstreuung“. Die heutige Diskussion über Autobiographie und Erinnerung müsse nach de Toro „vor dem Hintergrund einer rhizomatischen Vielheit“ beleuchtet werden.

De Toro beharrt in seiner Kritik an Lejeune auf der „prinzipiellen und unreduzierbaren radikalen Offenheit des Textes“ und einem völlig entgrenzten Interpretationsbegriff. Schreiben und Lesen sei als „texte scriptible“ ein „Spiel, eine unendliche, sich immer in der Gegenwart abspielende Tätigkeit.“¹⁸⁶ Diese prinzipielle Unabgeschlossenheit - in de Toros Worten „die rhizomatische Interpretation/Lektüre“ - behauptet eine grundsätzliche Freiheit der Textproduktion und -rezeption. Lejeune

¹⁸³ Vgl. Robbe-Grillet, Alain: *Neuer Roman und Autobiographie*. Konstanz (Universitätsverlag) 1987. Ders: *Le miroir qui revien*. Paris (Editions de Minuit) 1984; *Angélique ou l'enchantement*. Paris (Edition de Minuit) 1987. *Les derniers jours de Corinthe* Paris (Editions de Minuit) 1994.

¹⁸⁴ Doubrovsky, Serge: *Le livre brisé*. Paris (Grasset) 1989; Barthes, Roland: *Roland Barthes par Roland Barthes*. Paris (Editions de Seuil) 1975.

¹⁸⁵ De Toro. In: Groß; Schönberger (Hrsg.), S. 1407: „Sie (Doubrovsky und Barthes – J.S.) haben die traditionelle Gattung Autobiographie nicht nur zu Fall gebracht, sondern ihre Unzulänglichkeit demaskiert“. Auf die (poststrukturalistischen) Annahmen, auf die De Toro's Ansichten basieren, wird unter 1.5 näher eingegangen.

¹⁸⁶ Vgl. Barthes, Roland: *S/Z*. Paris (Edition de Seuil) 1970, S. 11: „Le texte scriptible est un présent perpétuel, sur lequel ne peut poser aucune parole consécutif, sur lequel ne peut poser aucune parole conséquente (...) le texte scriptible, c'est nous en train d'écrire (...) le jeu(...) qui en rabatte sur la pluralité des entrées, l'ouverture des réseaux, l'infini des langages.“

aber bleib der - aus de Toros Sicht veralteten - Auffassung, dass jeder Text einen präfigurierten Sinn hat, den der Leser rekonstruieren kann.

Statt auf Sinnfestlegung richtet sich de Toros poststrukturalistische Lektüre auf *Sinnsuche*. Eine Suche, die jedoch nie zu einem (End)Ergebnis führt:

So, wie die Wahrheit in viele Wahrheiten aufgelöst wird, so löst sich die Identität in viele Identitäten auf, so lösen sich die Gattungen in Texte und Diskurse auf. Während Größen wie Gattung, Wahrheit und Identität sich reduktionistisch und monolithisch verhalten, sind die Resultate ihrer Auflösung nomadisch.

In einer gelegentlich etwas obskuren Sprache¹⁸⁷ betont de Toro, dass es bei der Sinnsuche um „*Wege* geht, die zurückgelegt werden“, „unterschiedliche, auseinanderklaffende Wege“. ¹⁸⁸ In einem Kontext der sich unaufhörlich vollziehenden Verschiebungen ist für den Begriff des autobiographischen Paktes, der sich an festen Referenzpunkten wie Autor, Erzähler und Figur orientiert, kein Platz. Die *nouvelle autobiographie* begreife die Geschichte des Ich als Konstrukt; die Wirklichkeit werde hier nicht als gegeben, sondern als „jene, die erst zu gewinnen sei“, verstanden.

Lejeunes Hauptproblem liegt nach de Toros Auffassung darin, dass er die Autobiographie als „*ressemblance du vrai*“ verstehe, kurz: als eine referentielle Gattung. De Toros Kritik ruft damit die Frage auf, ob mit der Preisgabe der Referentialität der Gattung nicht auch das Ende der Gattung verbunden ist. Wenn man, wie de Toro, die Autobiographie als fiktiven Entwurf betrachtet, kann die Autobiographie nicht mehr als ein Text gelten, der über einen speziellen Zugang zur Wirklichkeit verfügt. Auch die Unterscheidbarkeit zwischen der Autobiographie und fiktionalen Gattungen wäre so nicht mehr gewährleistet. Auf dieses gattungstheoretische Problem soll ab 1.5.1, in dem die postmoderne Gattungstheorie dargestellt wird, näher eingegangen werden. An dieser Stelle möchte ich gegen die These vom »Ende der Autobiographie« aber schon einwenden, dass der Leser die von Lejeune behauptete, von de Toro abgelehnte Weise, eine Autobiographie zu lesen, sehr wohl wahrnimmt. Glaubwürdigkeit spielt, wenn auch von poststrukturalistischen

¹⁸⁷ So lassen die zahlreichen, willkürlich durcheinander verwendeten Begriffe *scriptible* (Barthes), *glissement* (Lacan), *dissémination* (Derrida), und *aléatoire* (Robbe-Grillet) bei de Toro stark an Deutlichkeit zu wünschen übrig.

¹⁸⁸ De Toro. In: Groß; Schönberger (Hrsg.), S. 1408.

Theoretikern als Begriff innerhalb der Gattungstheorie abgelehnt, in der (populären) Rezeption von Autobiographien eine kaum zu unterschätzende Rolle. Auch in der Gattungstheorie ist die Diskussion um das problematische Verhältnis zwischen Fiktionalität und Referentialität keineswegs abgeschlossen.

Davon einmal abgesehen sollte man berücksichtigen, dass der Wahrheitsbegriff z.B. in Goethes *Dichtung und Wahrheit* sich bereits erheblich von der naiv anmutenden Gleichsetzung Wahrheit = (historische) Wirklichkeit unterscheidet. Auch wenn Goethes sinnstiftender Erklärungs- und Erkenntnisanspruch sich grundsätzlich von der der Postmoderne unterscheidet, so fasste doch auch er die Autobiographie als Resultat „dichterischen Vermögens“ auf, löste den Begriff der Wahrheit „von der Faktizität des Erlebens“¹⁸⁹ ab und schwächte damit das „Verismus-Diktat“, das de Toro in Lejeunes Theorie entdeckt zu haben glaubt, entscheidend ab.

1.4.7 Zusammenfassung. Autobiographie, Fiktion, Interpretation

Die Rezeptionstheorie wies eine um den Text und seinen Entstehungszusammenhang zentrierte Literaturanalyse zurück und stellte die Aneignung durch Leser in den Mittelpunkt ihrer Textinterpretation. Wolfgang Iser und Hans Robert Jauß sahen den Leser als konstituierendes Element der Bedeutungszuweisung. Sie betonten, dass die Bedeutung eines Textes erst im „Akt des Lesens“ (Iser) hervorgebracht wird.

Für die Autobiographie-Forschung bedeutete die Beschäftigung mit dem Leser eine Zuwendung zu einem lange vernachlässigten Bereich. Sowohl Wulf Segebrecht als auch Philippe Lejeune betonten in ihren Überlegungen stark die Mitarbeit des Lesers. Ihre Kritik an der vorangehenden Gattungstheorie lässt sich mit Jauß' Kritik an der werkimmanenten und sozialgeschichtlichen Literaturtheorie vergleichen.¹⁹⁰

Segebrecht machte auf Strategien des Erzählers aufmerksam, die den Autobiographie-Leser während der Lektüre lenken. Jede Autobiographie besitze eine die Lektüre lenkende Funktion. Vor allem der Anfang einer Autobiographie sei als vorausgreifende Reaktion auf die Erwartung des Lesers zu lesen. Lejeune nahm in *Le*

¹⁸⁹ Müller, Klaus-Detlef: *Die Autobiographie der Goethezeit. Historischer Sinn und gattungsgeschichtliche Perspektiven*. In: Niggel (Hrsg.) ²1998, S. 459-481, hier S. 469ff.

¹⁹⁰ Vgl. Jauß, Hans Robert: *Literaturgeschichte als Provokation in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1970, S. 168: „Ihre Methoden (...) begreifen das literarische Faktum im geschlossenen Kreis einer Produktions- und Darstellungsästhetik. Sie verkürzen die Literatur damit um eine Dimension, die unabdingbar zu ihrem ästhetischen Charakter gehört: Die Dimension ihrer Rezeption und Wirkung.“

pacte autobiographique die Beziehung des Autobiographen zu seinem Leser als Grundlage für seine Theorie. Auch wenn der zentrale Begriff des „autobiographischen Paktes“ aus literaturtheoretischer Sicht Schwierigkeiten aufwirft, so hilft er doch in jedem Fall, Formen und Funktionen des Verhältnisses zwischen Autobiograph und Leser schärfer wahrzunehmen. Die Textinterpretation der in vorliegender Arbeit untersuchten Autobiographien wird zeigen, dass das Lejeunsche Schema hilfreich ist nicht nur für die Klärung der Gattungsfrage, sondern auch für das Verständnis der Rezeption.

Durch die Identität des Verfasser Namens mit dem Namen des Protagonisten wurde nach Lejeune ein Übereinkommen zwischen Autor und Leser in Bezug auf den besonderen referentiellen Status der Autobiographie geschaffen. Gerade die Existenz dieses „Mehr an Wirklichkeit“ wurde in der Folge mit dem Hinweis auf die *a priori* bestehende Verflechtung von Subjektivität und Sprache bestritten. Lejeunes Versuch, die Erwartung des Lesers zu berücksichtigen, „mehr“, „Wirklicheres“ als in einem Roman zu finden, wurde folglich als Versuch einer „Ehrenrettung“ der Autobiographie kritisiert. Dass diese „Ehrenrettung“ durchaus dem Empfinden des nicht-wissenschaftlichen Publikums entspricht und auf rezeptionsästhetischer Ebene gerechtfertigt ist, werde ich im Folgenden u.a. anhand der Rezeption von Thomas Bernhards Autobiographie illustrieren.

Die Rezeptionstheorie bot der Autobiographie-Theorie das adäquate Mittel, die Bedeutungsvielfalt der Gattung von der Leserposition aus zu legitimieren. Allerdings hielt sie immer noch an einer mehr oder weniger textinternen Bedeutung fest: Auch für Segebrecht und Lejeune war die Miteinbeziehung der Leserrolle mit der Entfaltung eines „Sinnpotentials“ verbunden, das immer schon im Text vorhanden war. Ende des 20. Jahrhunderts wurde dieser Interpretationsansatz von einer Strömung überflügelt, die bis dahin feststehende Größen wie Subjekt, Werk und Wirklichkeit über Bord warf. Die Poststrukturalisten leugneten die Existenz einer über die Einzelinterpretation hinaus Geltung habende Bedeutung generell. Sie desavouierten endgültig alle Konzepte, die über die Interpretation eine bestimmbare, im Text aufgehobene Bedeutung ermitteln wollten.

1.5 Poststrukturalistische Gattungskonzepte

1.5.1 Autobiographie und Dekonstruktion

Im Folgenden sollen kurz einige Charakteristika der poststrukturalistischen Literaturtheorie dargelegt werden, vor deren Hintergrund die Charakterisierung des poststrukturalistischen Gattungsverständnisses erfolgt. Poststrukturalismus wird von Johanna Bossinade verallgemeinernd definiert als „ein Ansatz, der die Aufmerksamkeit auf die unterbelichteten oder verdrängten Prozesse der Sprache richtet und sie nach Möglichkeit zu reaktivieren sucht.“¹⁹¹ Die eigentlichen Gegner seien „die hermeneutischen Thesen vom Text als verschrifteter Form der Erinnerung“, vom „Verstehen als Fundament der Interpretation“ und vom „Vorrang des Subjekts gegenüber dem Text.“¹⁹² Für die poststrukturalistische Literaturauffassung ist ein Text ein originär schriftliches Zeugnis, dem ein kongeniales Lesen entspricht. Dabei handelt es sich weder um eine Einfühlung in die Absicht des Autors noch um ein Lesen im Sinne der Rezeptionsästhetik. Angestrebt wird eine „wandernde“ Lektüre, eine die „verstreuten Zeichen“ der Schrift sammelnde Arbeit am Text. Man geht dabei nicht länger von einem Ganzen aus, das der Leser im Akt der Interpretation zusammensetzt.

Meist wird der Begriff Poststrukturalismus in Abgrenzung von dem Strukturalismus definiert.¹⁹³ War der Strukturalismus in den sechziger Jahren noch überzeugt, dass ein objektiviertes Modell der Ausgangspunkt für die Beschreibung kultureller Phänomene sein könne, so versuchen die Poststrukturalisten¹⁹⁴ zu zeigen, dass es keine stabilen Strukturen gebe. So sprach Roland Barthes bereits 1970 von einer „pluralité des entrées“, die vor der Sinndeutung bewahrt werden sollte:

¹⁹¹ Bossinade, Johanna: *Poststrukturalistische Literaturtheorie*. Stuttgart (J.B.Metzler) 2000, S. IX.

¹⁹² Ebd., S. 153.

¹⁹³ “Indeed there is an extensive debate about what constitutes poststructuralism and about its relation to structuralism. For some it is a matter of a more radical reading of Saussure, for others it is the moment at which structuralism becomes self-reflexive. It is sometimes taken as a critique of structuralism, sometimes as development of it.” Rice, Philip; Waugh, Patricia (Hrsg.): *Modern Literary Theory*. New York (Oxford University Press) 2001, S. 177.

¹⁹⁴ Dabei sei gleich angemerkt, dass es “die Poststrukturalisten” als eine einheitliche theoretische Strömung oder Bewegung nicht gibt. Auch die in diesem Kapitel behandelten Konzepte gehen, ihrer Zuordnung zum Generalnenner “Poststrukturalismus” zum Trotz, auf unterschiedliche Auffassungen von Literatur zurück. Einen gemeinsamen Bezugspunkt finden sie in ihrer Kritik am Umgang mit dem sprachlichen Zeichen und binären Oppositionspaaren. Der Begriff Poststrukturalismus wird in diesem Kapitel mit Bossinade als “Sammelname für eine Anzahl von Disziplinen” verwendet, “die durch die Kritik des strukturalen Paradigmas verbunden sind” (Bossinade, S. 5).

Interpréter un texte, ce n'est pas lui donner un sens (plus ou moins fondé, plus ou moins libre), c'est au contraire apprécier de quel pluriel il est fait.¹⁹⁵

Auch der französische Philosoph Jacques Derrida, der zum einflussreichsten Theoretiker der Dekonstruktion¹⁹⁶ avancierte, wendete sich in seinem Essay *La structure, la signe et le jeu dans le discours des sciences humaines* ausdrücklich gegen die Kriterien von zentrierter Struktur, Formtotalität und Kohärenz des Systems.¹⁹⁷ Statt auf ein geordnetes Zeichenganzes wie im Strukturalismus ist sein Ansatz auf den Prozess bezogen, der die Zeichen hervorbringt. Daraus folgt ein anti-mimetisches, auf die inneren Strukturen des Textes ausgerichtetes Literaturverständnis. Die *signification* (Bedeutung) tritt hinter die *significance* (Bedeutungsprozess) zurück. Derrida wendet sich somit gegen Ferdinand de Saussures Auffassung von Sprache als einem regulierten System. Die Dekonstruktion grenzt Derrida explizit von der traditionellen, hermeneutischen Textinterpretation ab.¹⁹⁸ Die Dekonstruktion sei „keine Hermeneutik, weil der Sinn als letzte Schicht des Textes immer geteilt oder vielfältig ist und sich nicht zusammenfügen läßt“, so Derrida.¹⁹⁹

Die zunächst abstrakt wirkenden sprachtheoretischen Überlegungen der Poststrukturalisten beeinflussten auch die literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit der Autobiographie. Der überlieferte Autobiographie-Begriff mit seiner dem Bildungsideal verpflichteten Zielkonzeption (Bernd Neumann) und seiner referenzorientierten Fixierung von Autor und Figur (Philippe Lejeune) erwies sich aus

¹⁹⁵ Barthes, Roland: *S/Z*. Paris (Editions du Seuil) 1970, S. 11. <dt.> *S/Z*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1987.

¹⁹⁶ Der Begriff Dekonstruktion, der in enger Verbindung mit dem Poststrukturalismus steht, tauchte zum ersten Mal in der nordamerikanischen Literaturdebatte der siebziger Jahre auf. Zum Begriff Dekonstruktion allgemein vgl. Zima, Peter W: *Die Dekonstruktion*. Basel Tübingen (A.Francke) 1994, zum Verhältnis Dekonstruktion-Poststrukturalismus Bossinade S. 176ff., Culler, Jonathan: *On Deconstruction. Theory and Criticism after Structuralism*. New York (Ithaka) 1982, Eagleton, Terry: *Literary Theory*. Oxford (Blackwell) 1989, S. 127-150.

¹⁹⁷ Derrida, Jacques: *La structure, la signe et le jeu dans le discours des sciences humaines*. In: *L'écriture et la différence*. Paris (Editions du Seuil) 1967, S. 409-428. <dt.> *Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften*. In: *Die Schrift und die Differenz*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1976, S. 422-442.

¹⁹⁸ „Il y a (...) deux interprétations de l'interprétation, de la structure, du signe et du jeu. L'une cherche à déchiffrer une vérité ou une origine échappant au jeu et à l'ordre du signe, et vit comme un exil la nécessité de l'interprétation. L'autre, qui n'est plus tournée vers l'origine, affirme le jeu et tente de passer au-delà de l'homme et de l'humanisme, le nom de l'homme étant le nom de cet être qui, à travers l'histoire de la métaphysique ou de l'onto-théologie, c'est-à-dire du tout son histoire, a rêvé la présence pleine, le fondement rassurant, l'origine et la fin du jeu.“ Derrida 1967, S. 427.

¹⁹⁹ Rötzer, Florian: *Französische Philosophen im Gespräch*. München (Klaus Broer) 1986, S. 71.

poststrukturalistischer Sicht als zu eng. Die poststrukturalistische Kritik an bisherigen Subjektkonzepten, am Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit und an der Möglichkeit der Selbsterkenntnis schien die Gattung zu verunmöglichen. Sie entfachte aber zugleich ein neues Interesse an ihr. In Frankreich wurde Jean-Jacques Rousseau mit seinen *Confessions* geradewegs zu einer „Ikone poststrukturaler Lektüren“.²⁰⁰ Kanonische Autobiographien wurden gegen den Strich gelesen, um an ihnen poststrukturalistische Thesen zu demonstrieren.²⁰¹ Derrida setzte sich in einigen seiner Arbeiten mit der Autobiographie auseinander. Paul de Man stellte in *Autobiography as De-facement*²⁰² referenzorientierte Gattungslektüren in Frage. Er wandte sich gegen die Einordnung der Autobiographie als Textsorte mit einem einfacheren Fiktionsgrad, die potentiell überprüfbare Fakten präsentiere, „in a less ambivalent way than fiction does“.²⁰³ Paul de Mans *Autobiography as De-facement*, einer der meistdiskutierten gattungstheoretischen Texte der letzten Jahrzehnte, bietet so neben Derridas Schriften zur Autobiographie die Möglichkeit, in diesem Kapitel die Kategorie der Referentialität aus poststrukturalistischer Sicht zu beleuchten und die These vom „Ende der Autobiographie“ (Michael Sprinker) zu illustrieren. Mit Armut Fincks *Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiographie*, erschienen in der Münchner Reihe „Geschlechterdifferenz und Literatur“, soll nach den Theorien Derridas und de Mans ein neuerer kritischer Ansatz des Poststrukturalismus vorgestellt werden.

1.5.2 Derrida und die Autobiographie

Eine Autobiographie ist, wie jeder Text, aus Derridas Sicht nichts anderes als das „Symptom einer Textstruktur“.²⁰⁴ Jeder weiterführende Bezug ist nach Derridas Ansicht nicht auf ein textunabhängiges Referenzobjekt gerichtet, sondern auf andere

²⁰⁰ Bossinade, S. 137.

²⁰¹ So wendete sich Almut Finck gegen die traditionelle Lektüre von Goethes *Dichtung und Wahrheit*, sofern das Werk als die Realisierung eines selbstbewussten Subjekts betrachtet wird. Vgl. Finck, Almut: Subjektbegriff und Autorschaft: Zur Theorie und Geschichte der Autobiographie. In: Pechlivanos, Milos; u.a.: (Hrsg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart Weimar (Metzler) 1995, S. 283-294.

²⁰² De Man, Paul: *Autobiography as De-facement*. In: *Modern Language Notes*, Vol. 94, No. 5, Dezember 1979, S. 919-930.

²⁰³ Ebd., S. 920.

²⁰⁴ Bossinade, S. 79.

Texte und die darin versammelten Zeichenspuren.²⁰⁵ Würde der Autobiograph im Anspruch auf Selbstdarstellung verharren, würde er „jener Illusion der Selbstreferenz verfallen, der in Derridas Augen der Wahrheitsdiskurs der Philosophie verhaftet ist.“²⁰⁶

Auch in seinem Aufsatz *Demeure. Fiction et témoignage*, in dem er Maurice Blanchots Autobiographie *L'instant de ma mort* interpretiert, betont Derrida die sich unaufhörlich vollziehende Verschiebung und Rückfaltung von Bedeutungen in einem Prozeß der *dissémination* (Sinnstreuung). Die Autobiographie ist für Derrida ein System von Spuren, von dem aus es keine Rückkehr zu einem außertextuellen Ursprung gibt. Es gebe keine dem Individuum innewohnende Innerlichkeit, die das Subjekt mit Hilfe der Sprache nach außen zu tragen vermöchte. Das Subjekt hängt bei Derrida vom „Anderen“ ab. Was er mit diesem „Anderen“ meint, ist jedoch nicht immer ganz deutlich.²⁰⁷

Als Fallbeispiel dafür, in welcher Weise Derridas Überlegungen auf die Gattungstheorie angewendet werden können, sei hier Robert Smiths Studie *Derrida and Autobiography* herangezogen.²⁰⁸ Im zweiten Teil seiner Studie, „Clarifying Autobiography“ überschrieben, lehnt Smith die Gattungstheorie Lejeunes als ungenau ab. Die Autobiographie sei nicht auf feste, außertextuelle Referenzpunkte wie Autor oder Autobiograph zurückzuführen. Auch hätte der französische Theoretiker nach Smiths Meinung in seiner Gattungsstudie *Moi aussi*, die Smith irrtümlicherweise als

²⁰⁵ Vgl. Derrida 1967, S. 332: “Le signe muet est signe de liberté lorsqu’il exprime dans l’immédiateté; alors ce qu’il exprime et celui qu’il s’exprime à travers lui sont proprement presents. Il n’y a ni détour ni anonymat. Le signe muet signifie l’esclavage lorsque la médiatété re-présentative a envahi tout le système de la signification: alors à travers la circulation et les renvois infinis, de signe en signe et de représentant en représentant, le proper de la presence n’a plus lieu: personne n’est la pour personne, pas même pour soi; on ne peut plus disposer du sens, on ne peut plus l’arrêter, il est emporté dans un mouvement sans fin de signification. Le système du signe n’a pas de dehors.”

²⁰⁶ Bossinade, S. 87.

²⁰⁷ In einer Formulierung, die wie eine *petitio principii* anmutet, heißt es bei Derrida: “La subjectivité – comme l’objectivité – est un effet de différence, un effet inscrit dans uns système de différence“. Derrida, Jacques: *Sémiologie et grammatologie. Entretien avec Julia Kristeva*. In: Ders.: *Positions. Entretiens avec Henri Rose, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine, Guy Scarpette*. Paris (Editions de Minuits) 1972, S. 25-51, hier S. 40.

²⁰⁸ Smith, Robert: *Derrida and Autobiography*. Cambridge (Cambridge University Press) 1995.

Autobiographie bezeichnet,²⁰⁹ seine eigene Autobiographie auf sträfliche Weise mit der Theorie der Gattung vermischt.²¹⁰

Smith und Derrida lösen sich in ihrer Betrachtung der Gattung von deren Geschichte und von ihren Konventionen. Sie setzten sich nicht mit der Form, der Struktur und den traditionellen Merkmalen der Gattung auseinander. Vielmehr sehen beide die Gattung in enger Verbindung mit den Begriffen Leben, Tod und Schrift, die für Derridas Philosophie entscheidend sind.²¹¹

Manche Überlegungen sind dabei schwer nachvollziehbar. Nicht zu Unrecht nennt Christoph Norris die Nietzsche-Interpretation Derridas als frühes Beispiel für die oft spielerischen und widersprüchlichen Philosopheme des Franzosen in seinem späteren Werk.²¹² Außerdem droht bei Smith und Derrida der gesellschaftliche Kontext des Textes verloren zu gehen:

Wenn die *différance* als die stets aufgeschobene Entscheidung über die letztmögliche Unterscheidung fungiert, verlöre sich nun aber in der Tat die Option einer verbindlichen Grenzziehung. Für die Literaturwissenschaft ist das keine Bagatelle. Es droht die Gefahr des Kontextverlusts, da historisch relevante Unterscheidungen tendenziell unklar werden.²¹³

Smith hält am Szenenjargon Derridas fest, ohne den Begriff „otherness“ (*l'autre*) weiter zu verdeutlichen.²¹⁴ Begriffe wie „graphein“ (Schrift), „trace“ (Spur) und

²⁰⁹ Nach einem Zitat aus *Moi aussi* schreibt Smith: “Somewhat mischievously, perhaps, I quote from the autobiography which Lejeune allowed himself – or, we might say, was almost inevitably driven to – after more than a decade’s work on theory.” (S. 53) Lejeune hat mehrere Werke zur Autobiographie veröffentlicht – neben seiner bekanntesten Studie *Le pacte autobiographique* u.a. auch *Je est un autre* und eben *Moi aussi*. Seine eigene Autobiographie hat er aber bis heute nicht vorgelegt.

²¹⁰ Smith, S. 53: “As if himself fulfilling the ‘pact’ he theorizes, Lejeune (...) indulges in the practice, disreputable or not, inevitable or not, of confusing autobiography with the theory of it.”

²¹¹ Vgl. Sussman, Henry: Robert Smith, Derrida and Autobiography. (Rezension). In: *Modern Language Notes*, Vol. 110, No. 4, Sept. 1995, S. 957-960, hier S. 958: “Autobiography, for Smith, is a fiction, a position, a moment in the life and death of writing understood as Derrida’s umbrella term for linguistic articulation and dissemination. Writing is the field in which autobiography transpires; not life, history, event, personality or character.”

²¹² Norris, Christopher: *Deconstruction. Theory and Practice*. London New York (Routledge) ³1991, S. 90: “In some of these essays the playful inclination – already well developed in his writing on Nietzsche – seems to outrun any content of serious argument.”

²¹³ Bossinade, S. 86.

²¹⁴ Auch Wagner-Egelhaafs Deutung, “Derridas autobiographische Äußerungen sind (...) nicht als Beschreibungen gelebten Lebens zu verstehen, sondern als Artikulationen eines Bedeutungseffekts, indem sie sich zwar der Fixierung entziehen, gleichwohl aber ein autobiographisches >Anderes< vernehmbar werden lassen. (...) Smith identifiziert das Autobiographische als eine Art Rest, der sich gleich dem freudschen Unheimlichen immer wieder Geltung verschafft, einfach >da< ist, ohne sich dingfest machen zu lassen“ (S. 79), trägt kaum zu einem besseren Verständnis bei, zumal auch hier die Frage, was wir denn unter diesem „anderen“ bzw. unter diesem „Rest“ zu verstehen haben, unbeantwortet bleibt.

„writing“ (écriture) rufen in Smiths Studie fortwährend Fragen auf, die nicht beantwortet werden und daher den Leser irritieren.²¹⁵

Die Nicht-Beachtung der sozialen und historischen Dimension des Textes²¹⁶ bringt vor allem für die literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit der Autobiographie Gefahren mit sich. In den nächsten Kapiteln werde ich auf den gesellschaftlich-politischen Kontext der untersuchten Autobiographien eingehen, um auf den oft widersprüchlichen und vieldeutigen Umgang mit geschichtlichen Elementen in den hier untersuchten Autobiographien hinzuweisen. Im letzten Kapitel dieser Arbeit komme ich, nachdem die Texte und ihre Rezeption analysiert sind, auf den poststrukturalistischen Gattungsdiskurs zurück, und werde dabei an die Kritik von Terry Eagleton und John M. Ellis anknüpfen.

1.5.3 Die Demaskierung der Autobiographie: Paul de Man

Der belgisch-amerikanische Literaturtheoretiker und –Kritiker Paul de Man (1919-1983) gilt zusammen mit Derrida als Begründer der Dekonstruktion. Dekonstruktion meint bei de Man vor allem das konsequente Bewusstsein der literarischen oder rhetorischen Verfasstheit von Texten. Wie Derrida sah de Man Sprache nicht als ein Mittel, das die vorsprachliche Realität adäquat wiedergeben kann, sondern als ein Instrument, das der Wirklichkeit eine bestimmte Struktur auferlegt: Die Wirklichkeit selbst ist sprachlich.

Autobiographie as De-facement

War es in *Allegorien des Lesens* die Allegorie, so richtete sich de Man in seinem Aufsatz *Autobiography as De-facement* (1979) vor allem auf die Prosopopöie, die personifizierende Darstellung - wörtlich der Versuch, dem Formlosen „ein Gesicht“ zu geben. Die Prosopopöie betrachtete de Man als ein rhetorisches Mittel, mit dessen

²¹⁵ Der Begriff „theory“ verwendet Smith sowohl für Hegels Ästhetik, Derridas Sprachphilosophie als auch für jede andere mehr oder weniger abstrakte Betrachtungsweise. Auch Derrida brachte das Fehlen klarer Definitionen und die obskure Sprache, die sich auf einen engen Kreis von Eingeweihten zu richten scheint, viel Kritik ein. Für Schrift und Subjekt verwendet Derrida in seinen Texten viele andere Bezeichnungen: Unbewusstes, Graphem, Abwesenheit, Außen, Tod. Manchmal scheint es, als ob er die Begriffe beliebig durcheinander verwendet. Vgl. Köllerer, Christian: Die Errungenschaften der Postmoderne als Theorie. Eine philosophische Kritik. In: *Erlanger Digitale Edition. Beiträge zur Literatur- und Sprachwissenschaft*. 1999. <http://www.erlangerliste.de/ressource/postmod.html>. Auch John M. Ellis hat logische Widersprüche und andere Ungereimtheiten in Derridas Philosophie aufgespürt. Vgl. Ellis, J.M.: *Against Deconstruction*. Princeton (Princeton University Press) 1989.

²¹⁶ Vgl. Bossinade, S. 23.

Hilfe der Verfasser sich ein Gesicht gibt.²¹⁷ Der Autobiograph gebe sich im Text ein Gesicht oder eine Maske²¹⁸ und bringe es oder sie wieder zum Verschwinden. Die Autobiographie entfalte sich somit in der Dialektik von Maskierung (*facement*) und Demaskierung (*de-facement*).

Eines ihrer Probleme ist nach de Man der Versuch, die Autobiographie so zu definieren und zu behandeln, als ob sie eine eigene literarische Gattung wäre. Die Berufung auf den Unterschied zwischen Autobiographie und Fiktion führt nach de Man zu keinem klaren Ergebnis:

(..) are we so certain that autobiography depends on reference, as a photograph depends on its subject or a (realistic) picture on its model? We assume that life *produces* the autobiography as an act produces its consequences, but can we not suggest, with equal justice, that the autobiographical project may itself produce and determine the life and that whatever the writer *does* is in fact governed by the technical demands of self-portraiture and thus determined, in all its aspects, by the recourses of his medium?²¹⁹

Statt über eine einfache Form der Referentialität und der Repräsentation zu verfügen, ergebe sich eine Illusion der Referenz aufgrund der sprachlichen Struktur der Autobiographie.

Autobiographie als Lese- und Verstehensfigur

Die Autobiographie setzt nach de Mans Ansicht eine unendliche Konkurrenz in Gang zwischen einer Lektüre als Fiktion und einer referenzorientierten Lesart.²²⁰ Es sei unmöglich, zwischen Fiktion und Autobiographie zu trennen.²²¹ Dies ist auch der Grund, weshalb de Man die Diskussion um den Gattungsstatus für viel zu mühsam und sogar irrelevant hält: Mit dem Unterscheidungssystem Wahrheit/Fiktion lässt sich

²¹⁷ Vgl. Menke, Bettine: De Mans 'Prosopopoeie' der Lektüre: Die Entleerung des Monuments. In: Bohrer, Karl-Heinz (Hrsg.): *Ästhetik und Rhetorik: Lektüren zu Paul de Man*. Frankfurt (Suhrkamp) 1993, S. 34-78.

²¹⁸ Vgl. die deutsche Übersetzung: "Autobiographie als Maskenspiel". In: De Man, Paul: *Die Ideologie des Ästhetischen*. Herausgegeben von Christoph Menke. Aus dem Amerikanischen von Jürgen Blasius. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1993, S. 131-145. Das englische Verbalsubstantiv "facement" ist kaum übersetzbar.

²¹⁹ De Man 1979, S. 920.

²²⁰ De Man greift auf Gérard Genettes Lektüre von Marcel Prousts *A la recherche du temps perdu* zurück: "Chez Proust, il va de soi que chaque exemple peut soulever, à ce niveau, un débat infini entre une lecture de la *Recherche* comme fiction et une lecture de la *Recherche* comme autobiographie. Peut-être d'ailleurs faut-il rester dans ce tourniquet." Genette, Gérard: *Métonymie chez Proust*. In: *Figures III*. Paris (Edition du Seuil) 1972, S. 50.

²²¹ De Man 1979, S. 921: "It appears then, that the distinction between fiction and autobiography is not an either/or polarity but that it is undecidable."

seiner Meinung nach in Bezug auf die rhetorische Struktur der Autobiographie nicht viel anfangen. Die Autobiographie sei keine Gattung oder Textsorte, sondern vielmehr eine Lese- oder Verstehensfigur, die in allen Texten auftritt:

Autobiography, then, is not a genre or a mode, but a figure of reading or of understanding that occurs, to some degree, in all texts.²²²

Die Autobiographie offenbare die jeder (Selbst)Erkenntnis zugrunde liegende „tropologische Struktur“:

The interest of autobiography (...) is not that it reveals reliable self-knowledge – it does not – but that it demonstrates in a striking way the impossibility of closure and totalisation (that is the impossibility of coming into being) of all textual systems made up of tropological substitutions.²²³

Folglich kann die Autobiographie auch keine verlässliche Selbsterkenntnis liefern; ihre Bedeutung liegt gerade darin, dass sie die Unmöglichkeit der Abgeschlossenheit und der Sinnvermittlung demonstriert. De Man weist Lejeunes These, dass Eigenname und Unterschrift als Teil eines „autobiographischen Paktes“ auf feste Referenzobjekte zurückverweisen, denn auch entschieden zurück. Jede Beschäftigung mit der Autobiographie sehe sich in einer Drehtür befangen: Einerseits will der Leser der Tropologie entgehen und den Text auf konkrete Referenzobjekte zurückführen, andererseits ist es ihm gar nicht möglich, sich der sprachlichen Struktur zu entziehen. Der Leser, aber auch der Autobiograph, kann auf diese Weise nie zu einer „das Ganze überschauenden und zusammenfassenden Schreibsituation“²²⁴ gelangen, es treten immer nur ewige „Drehungen“ der Tropen hervor.

Autobiographie und die rhetorische Struktur der Sprache

An Gegenargumenten hat es aber nicht gefehlt. Kritik gab es vor allem an De Mans Radikalität sowie an seinen „Panfiktionalismus“.²²⁵ Auch meinte man, dass de Mans Dekonstruktion mit seiner eigentümlichen Mischung aus Polemik und dem Aufruf zu

²²² Ebd.

²²³ Ebd., S.922.

²²⁴ Weimar, Klaus (Hrsg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturwissenschaft*. Band I, A-G. Berlin New York (Walter de Gruyter) 1997, S. 169.

²²⁵ Menke: »Unglückliches Bewußtsein« Literatur und Kritik bei Paul de Man. In: Menke (Hrsg.), S. 265-300, hier S. 273.

einer »Rückkehr zur Philologie« sich selbst widerspreche. Bei de Man herrscht die rhetorische Dimension über historische und gesellschaftliche Komponenten des Textes. De Man vernachlässigt, wie Derrida, diese Komponenten der Texte, die in eigene, sie prägende Diskurse eingebunden sind. Es fragt sich also, ob de Man die rhetorische Funktion gegenüber der historischen und gesellschaftlichen nicht zu sehr in den Vordergrund gerückt hat.²²⁶

De Man erhob in seinen theoretischen Schriften Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Seine antireferentielle Sprachauffassung richtete sich nicht nur auf die Autobiographie, sondern auf jede Art von Literaturbetrachtung; sein Textmodell sollte nicht nur für die postmoderne Literatur gelten, sondern auch für Texte, deren Entstehungsgeschichte weit zurückreicht.²²⁷ Etablierte Auffassungen, die an der Idee einer kommunikativ sinnvollen und signifikanten Funktion der literarischen Sprache festhielten, wurden von ihm deshalb angegriffen.

Die Folgen von de Mans Überlegungen für die Literaturwissenschaft, insbesondere für die Autobiographie-Theorie, sind evident: Wenn zwischen figurativer und referentieller Rede letztlich nicht getrennt werden kann, lassen sich die Beschreibungen in einer Autobiographie nicht länger auf eine vorsprachliche Wirklichkeit zurückführen. Sie sind nicht in der Wirklichkeit zu verankern. Literatur kann damit nicht als Ausdruck einer wie immer gearteten „Wahrheit“ gelten, sondern wird zu einer „kunstvoll überformte(n) Sprach-Aporie, deren Modell die unentscheidbar zirkulierende Allegorie ist.“²²⁸

De Mans Aufhebung des Gattungsstatus und das Verständnis von Autobiographie als Lektüre- und Verstehensmodus hat noch eine weiter reichende Folge: Wenn man behauptet, alle Texte seien autobiographisch, dann lässt sich auch die Behauptung aufstellen, kein Text sei im eigentlichen Sinne autobiographisch.²²⁹ Damit hätte sich die Gattung gewissermaßen aufgelöst. Es ist jedoch fraglich, ob de Mans vehemente Absage an traditionelle Merkmale die Autobiographie als Gattung unmöglich macht. Neben Autobiographien, die nach wie vor am traditionellen Repräsentationsschema

²²⁶ Peter W. Zima spricht in Bezug auf *Blindness and Insight* von „nietzscheanische(n) Übertreibungen, die die rhetorische Figur in den Mittelpunkt stellen und die Rolle der formalen Logik in jeder theoretischen Argumentation vernachlässigen.“ Vgl. Zima 1994, S. 98.

²²⁷ So interpretiert de Man in *Allegorien des Lesens* u.a. Rousseaus *Pygmalion*, *Julie*, *Profession de foi*, sein *Social Contract* und seine *Confessions*. Vgl. auch de Mans Aufsatz „Literary History and Literary Modernity“. In: *Blindness and Insight*, S. 142-165.

²²⁸ Bossinade, S. 123.

²²⁹ Vgl. de Man 1979, S. 921.

und an der “Macht” der Sprache festhalten, schreiben postmoderne Autoren die Gattung weiter.²³⁰ Die Autobiographie liefert ihnen die Möglichkeit, über die Schwierigkeiten bei der Suche nach einer eigenen Identität zu berichten. Die poststrukturalistischen Thesen bedürfen meiner Meinung nach der Einschränkung. Allem Totsagen der Gattung und des Subjekts zuwider behaupten Autoren nach wie vor ein Ich im Text – auch wenn es sich dabei nicht um ein homogenes Ich, sondern um ein von vornherein relativiertes und ein der Macht der Sprache unterworfenen Ich handelt. Auch ist es zweifelhaft, ob jüngere Autobiographen auf ähnliche Weise, wie das in der Literatur der siebziger Jahre geschah, gattungstheoretisch relevante Begriffe wie Identität, Entwicklung und Erinnerung in Frage stellen.

1.5.4 Die Autobiographie nach dem Ende der Autobiographie: Almut Finck

Ein wichtiges „Ziel“ des Poststrukturalismus ist es, „ein Verdrängtes, ein unter dem Diktat kultureller Normen >mundtot Gemachtes< neu zum Sprechen zu bringen.“²³¹ Der Poststrukturalismus greift dabei binäre Oppositionen an, die sich als Denkgewohnheiten etabliert haben und seiner Ansicht nach dazu dienen, zu Macht zu gelangen und diese zu erhalten. Poststrukturalistische Lesarten stellen nicht nur die Gegensätze zwischen Buchstäblichkeit/Bildhaftigkeit, Wissenschaft/Literatur, Objektsprache/Metasprache, sondern auch die zwischen männlich und weiblich in Frage. Insbesondere seit den späten achtziger Jahren hat sich eine anthropologisch orientierte Kritik an einem Individualitätskonzept etabliert, das mit dem Selbstverständnis von Frauen, Vertretern nicht-westlicher Kulturen und Minderheiten nicht kongruent sei. Feministische Literaturwissenschaftler wie Cynthia Chase, Shoshana Feldman und Barbara Johnson konstruierten in den achtziger Jahren die Geschlechterdifferenz als Gegenstand eines “dekonstruktiven Feminismus”.²³² Sie kritisierten ein Konzept, in dem Frauen als Literaturschaffende kaum einbezogen würden. In Anlehnung an die feministische Sozialforschung ging es ihnen darum, entgegen bisheriger Marginalisierung Frauen Anerkennung zu verschaffen. Sie wiesen darauf hin, dass die Frau als Objekt in der Literatur- und Kulturgeschichte

²³⁰ De Man würde dieses Weiterschreiben der Gattung aber wahrscheinlich als eine Illusion abtun.

²³¹ Bossinade, S. IX.

²³² Vgl. Vinken, Barbara (Hrsg.): *Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1992.

zwar ständig präsent, ja sogar nahezu überpräsentiert sei, in der Geschichtsschreibung als Schaffende aber kaum einen Platz habe. So entstand eine Neuorientierung in der Geschichtsschreibung, die oftmals vergessene Werke von Frauen entdeckte, erschloss und literarisch und biographisch einordnete. Chase, Feldman und Johnson machten dabei auf Ausschlussverfahren aufmerksam, mit denen eine Kultur das in ihr Verborgene oder Verdrängte verschwinden lasse. Dabei wurden auch stilistische und narrative Strukturen als weiblich und männlich charakterisiert.²³³

Im Folgenden werde ich auf die feministische Kritik am männlichen Identitätskonzept eingehen, um die poststrukturalistische Untergrabung vorhin unangefochtener Positionen durch einen weiteren Aspekt zu verdeutlichen. Als gattungstheoretischen Text habe ich mich dabei für die 1999 in der Münchner Reihe „Geschlechterdifferenz & Literatur“ erschienene Dissertation Almut Fincks²³⁴ entschieden, weil in ihr konsequent poststrukturalistische Ansichten vorgetragen werden und weil Finck sich mit Christa Wolfs *Kindheitsmuster* und Maxine Hong Kingstons *The Women Warrior* auf das Schreiben von Autoren richtet, deren Texte die Autobiographie-Theorie wegen ihrer Konzentration auf eine männliche Tradition lange Zeit nicht oder kaum beachtet hat. Doch zunächst scheint es sinnvoll, auf die Implikationen der feministischen Literaturwissenschaft für die Gattungstheorie einzugehen und zu erklären, warum gerade die Autobiographie wie kaum eine andere Gattung zu einem Gebiet geschlechtshistorischer Forschungen wurde.²³⁵

²³³ So war Lynne Tatlock der Ansicht, dass in der Autobiographie ostentativ die Vorherrschaft von Männern über Frauen zum Ausdruck gebracht werde. Tatlock, Lynne: *Ab ovo: Reconceiving the Masculinity of the Autobiographical Subject*. In: Dies. *The Graph of Sex and the German Text. Gendered Culture in Early Modern Germany 1500-1700*. Amsterdam Atlanta (Rodopi) 1994, S. 383-412. Sidonie Smith meinte, dass „traditional autobiography has functioned as one of those forms and languages that sustain sexual difference“. Smith, Sidonie: *A Poetics of Women's Autobiography. Marginality and the Fictions of Self-Representation*. Bloomington (Indiana University Press) 1987, S. 49. Barbara Kosta bezeichnete die Autobiographie sogar als die „textuelle Seite der männlichen Subjektivität“. Kosta, Barbara: *Recasting Autobiography. Women's Counterfictions in Contemporary German Literature and Film*. Ithaca (Cornell University Press) 1994, S. 9. Als Abgrenzung gegenüber der von einer „männlichen“ Tradition dominierten Gattungsbezeichnung Autobiographie wurde von Stanton der Begriff „autogynography“ vorgeschlagen. Vgl. Stanton, Domna T.: *Autogynography: Is the Subject Different?* In: Dies. (Hrsg.): *The Female Autobiograph*. New York (New York Literary Forum) 1984, S. 3-20. Aus Stantons radikalfeministischer Perspektive ist die Autobiographie eine Domäne des Mannes. Sie dient in ihrer Studie als Symbol der herrschenden schlechten Verhältnisse und als negatives Kontrastbild für die „Autogynographie“, die sich von dem „phallogocentric system“ der heutigen Gesellschaft als ein „act of self-assertion“ befreie. (S. 15).

²³⁴ Finck, Almut: *Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiographie*. Berlin (Erich Schmidt) 1999.

²³⁵ Vgl. u.a. Wartmann, Brigitte (Hrsg.): *Weiblich-Männlich. Kulturgeschichtliche Spuren einer verdrängten Weiblichkeit*. Berlin (Ästhetik und Kommunikation) 1980. Weigel, Sigrid: *Das Weibliche als Metapher des Metonymischen. Kritische Überlegungen zur Konstitution des Weiblichen als Verfahren oder Schreibweise*. In: Stephan, Inge (Hrsg.): *Frauensprache-Frauenliteratur*. Tübingen

Dadurch, dass sich auch in der Autobiographie-Theorie die wissenschaftliche Auseinandersetzung an einer männlichen Tradition orientiert hat – zu denken wäre dabei vor allem an die Ahnenreihe Augustinus (*Confessiones*) – Rousseau (*Confessions*) – Goethe (*Dichtung und Wahrheit*), stellte sich für die feministische Literaturwissenschaft die Frage, auf welche Weise Autobiographien von Frauen an dieser Tradition teilgenommen haben oder ob es so etwas wie ein weibliches autobiographisches Schreiben gebe, das sich von dieser Tradition unterscheide. Von der Autobiographie erhoffte sie sich dabei so etwas wie ein Spiegelbild, das nicht nur weibliche Identität, sondern auch die Defizite und Stereotype üblicher Wahrnehmungsmuster präsentiere. Dabei brachten die Feministinnen den von vielen männlichen Poststrukturalisten ausgesparten sozial-historischen Kontext wieder ein. Von der Autobiographie versprach sich die feministische Literaturwissenschaft, in dem Punkt ganz dem traditionellen Gattungsbild folgend, einen ganz besonderen, unmittelbaren Zugang zu den Erfahrungen des Subjekts.²³⁶

Auch Finck versucht in ihrer Dissertation “die offenen oder verdeckten Linien der Geschlechterdifferenz in ihrem historisch-kulturellen sowie ihrem individualgeschichtlichen Kontext mit den von ihnen produzierten Ausschließungen und Wertsetzungen”²³⁷ nachzuzeichnen. Die „Alterität“ des weiblichen Subjekts wird dabei gesellschaftlich wie psychologisch begründet. Finck führt für Männer und Frauen unterschiedliche Sozialisationsmechanismen an und betont die Bedeutung einer kulturellen und geschlechtlichen “Gruppenidentität”. Auch sie beklagt das Missverhältnis zwischen der “allgegenwärtigen Präsenz” der Frau als literarischen Gegenstands und ihrer “nahezu völligen Abwesenheit” als Autorin. In den zahlreichen Monographien und Sammelbänden, mit denen sich die Literaturwissenschaft seit den siebziger Jahren der Autobiographie widme, tauchen nach Fincks Ansicht Frauen als

(Niemeyer) 1986, S. 108-118. Weber, Ingeborg (Hrsg.): *Weiblichkeit und weibliches Schreiben. Poststrukturalismus. Weibliche Ästhetik. Kulturelles Selbstverständnis*. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1994.

²³⁶ Vgl. James Olney, der die Autobiographie bezeichnete als “the story of a distinctive culture written in individual characters (...) which offers a privileged access to a experience (the American experience, the black experience, the female experience, the African experience) that no other variety can offer.” Olney, James: *Autobiography and the Cultural Moment. A Thematic, Historical, and Bibliographical Introduction*. In: Ders.: *Autobiography. Essays Theoretical and Critical*. (Princeton University Press) 1980, S. 4-27, hier S. 13.

²³⁷ Bossinade, S. 95.

Verfasser von Autobiographien nicht genügend auf.²³⁸ Dies gelte nicht nur für die traditionelle, einer “humanistischen Subjektideologie” verpflichtete Autobiographietheorie, sondern auch für neuere Ansätze:

Das diskursiv verfaßte, fragmentarische und multiple Subjekt, dem das Interesse der dekonstruktionistischen und psychoanalytischen Autobiographiekritik gilt, ist – wo die Kritiker Männer sind – ebenfalls nahezu ausnahmslos männlichen Geschlechts.²³⁹

Postmoderne Theoretiker wie Michael Sprinker, Jacques Derrida und Paul de Man bleiben, so Finck, einem traditionellen, dominant männlichen Kanon verhaftet. Auch die neueren Arbeiten der auf Deutsch veröffentlichenden Kritiker – Finck erwähnt u.a. Günter Niggel, Manfred Schneider und Helmut Pfotenhauer²⁴⁰ – seien “ganz von den stereotypen Polarisierungen abhängig.”²⁴¹ Besonders Niggel wird von Finck heftig attackiert. Niggel, der in der Einleitung seines 1998 wieder aufgelegten *Wege der Forschung*-Bandes schreibt, dass in letzter Zeit ein “sozialhistorisches Interesse” an den “Autobiographien sozialer Rand- und Sondergruppen” bestehe, etwa an der “Black Autobiography” in Amerika, an den “Arbeiterlebenserinnerungen” in Deutschland und “analog dazu” an “Autobiographien von Frauen”²⁴², bezeichne damit implizit das “Zentrum seiner Autobiographietheorie: Das weiße, bürgerliche, männliche Ich.”²⁴³ Verantwortlich für die Ausschließung nicht-männlicher Autoren in der deutschsprachigen Gattungstheorie hält Finck Georg Mischs *Geschichte der Autobiographie*. Misch habe mit seiner Betonung von “Wille und Vernunft, Aktivität

²³⁸ Auch Domna C. Stanton meinte 1984: “Not a single study in Mehlman’s *A Structural Study of Autobiographie* (1971), Bruss’ *Autobiographical Acts* (1976), Spengemann’s *The Forms of Autobiography* (1980), or Lejeune’s influential *L’autobiographie en France* (1971), *Le pacte Autobiographique* (1975), and *Je est un autre* (1980). None, moreover, in the special issues on autobiography of such journals as *Genre* nos. VI. 1 and 2 (1973), *Modern Language Notes* (1978), *Esprit Créateur* (1980), or *Poétique* (1983).” Stanton, Domna C.: Autogynography: Is the Subject Different? In: Dies. (Hrsg.): *The Female Autobiograph*, S. 4.

²³⁹ Finck, S. 109ff.

²⁴⁰ Niggel, Günter: *Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert. Theoretische Grundlegung und literarische Entfaltung*. Stuttgart (Metzler) 1977. Ders. (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) ²1998. Schneider, Manfred: *Die erkaltete Herzesschrift. Der autobiographische Text im 20. Jahrhundert*. München Wien (Hanser) 1986. Pfotenhauer, Helmut: *Literarische Anthropologie: Selbstbiographien und ihre Geschichte am Leitfaden des Leibes*. Stuttgart (Metzler) 1987.

²⁴¹ Finck, S. 113.

²⁴² Niggel (Hrsg.) ²1998, S. 9.

²⁴³ Finck, S. 114.

und Kraft, Gestaltung und Schöpfertum“²⁴⁴ der Vorstellung idealtypischer Männlichkeit entsprochen, die in der Verwerfung des Weiblichen gründe.²⁴⁵ Wie alle Theoretiker, die nach den gegenwärtigen Möglichkeiten der Autobiographie fragen, sieht Finck sich auf eine paradoxe Lage verwiesen: Weder nach der traditionellen Autobiographie-Theorie, für die alles nach Goethe und Rousseau nur noch Symptom eines Kulturschwunds ist, noch nach postmodernen Theoretikern, aus deren Sicht die Gattung zusammen mit dem Glauben an das autonome Subjekt und eine vortextuelle Wirklichkeit verschwunden ist, dürfte es eigentlich noch Autobiographien geben.²⁴⁶ Trotzdem haben Autoren das Interesse an der Gattung nicht verloren und erfreuen Autobiographien sich bei Lesern großer Beliebtheit. Christa Wolfs *Kindheitsmuster* und Maxine Hong Kingstons *The Woman Warrior* betrachtet Finck als exemplarisch für ein Verfahren, „welches den textuellen Konstituierungsprozess autobiographischer Referentialität zum integralen Bestandteil der autobiographischen Schrift macht, welches, mit anderen Worten, die sprachliche Verfasstheit des Subjekts und seiner Geschichte selbstreflexiv inszeniert.“ Sie geht dabei von einer soziokulturellen Konstruktion von Geschlecht und „Rasse“ aus:

In dem Augenblick, da die Frau nicht als das essentiell andere begriffen wird, tritt (...) die Differenz zum Manne als die alles entscheidende, fundamentale Kategorie zurück hinter den (sic) Differenzen zwischen den Frauen, Differenzen, die sich sowohl historisch als interkulturell manifestieren, Differenzen, die entstehen im Kontext von Signifikationspraktiken, durch die Kategorien wie „Rasse“, soziale Klasse, sexuelle Orientierung, Religion, nationale oder ethnische Zugehörigkeit ihre Bedeutung erhalten und einen identitätsbestimmenden Einfluß entfalten.²⁴⁷

Subjektivität, weibliche wie männliche, ist also nach Fincks Ansicht von mehreren Faktoren abhängig. Die ausschließlich um *autos*, *bios* oder *graphie* kreisenden

²⁴⁴ Ebd., S. 111.

²⁴⁵ Misch spricht in der *Geschichte der Autobiographie* u.a. vom „männlich tätige(n) sittliche(n) Wille(n)“, von „aus dem Willen stammender gestaltender Energie“ und dem „Drang nach aktivem Eingreifen ins reale Leben“. Vgl. Misch: *Geschichte der Autobiographie*. Bd. IV, 2. Von der Renaissance bis zu den autobiographischen Hauptwerken des 18. und 19. Jahrhunderts. Frankfurt/Main (Schulte-Bulmke) 1969, S. 573, S. 574 und S. 680.

²⁴⁶ Als Beispiel für die erste Variante sei Roy Pascal erwähnt, der in seinem Buch über die Autobiographie meinte, die „realisation of a meaningful standpoint, the emergence from shadows into daylight“, eine „condition of autobiography altogether“ sei. Vgl. Pascal, S. 10. Eine Gegenposition nahm Michael Sprinker ein, der nach einer Untersuchung der erkenntnistheoretischen Prämissen der Autobiographie das Ende der Gattung proklamierte. Vgl. Sprinker, Michael: *Fictions of The Self: The End of Autobiography*. In: Olney, James (Hrsg.): *Autobiography. Essays Theoretical and Critical*. Princeton (Princeton University Press) 1980, S. 321-340.

²⁴⁷ Finck, S. 130.

Versuche der Gattungstheorie weist Finck aus diesem Grund ab. Mit der Weiterführung des Freudschen Begriffs der „Nachträglichkeit“ unternimmt Finck den Versuch, zwischen der extremen Betonung von Textualität und der Forderung nach einer Rückbesinnung auf die vorsprachliche Wirklichkeit zu vermitteln.²⁴⁸ Dabei schließt Finck an Überlegungen von Jeanne Costello an.²⁴⁹ Auch die weibliche Erfahrung sei kein unvermittelter Besitz, sondern „nachträgliches“ Produkt „sozio-kultureller Kodifizierung.“²⁵⁰ Identität wird von Finck poststrukturalistisch als ein „prozessualer Effekt“ aufgefasst, als eine „sich ständig wandelnde Begleiterscheinung von Positionalisierungen, die sich ergeben, wenn Positionen, frühere wie spätere, fortwährend aufeinander stoßen, sich auflösen, einander hervorrufen.“²⁵¹ Identität sei kein „enttextualisiertes, von aller historischen Kontingenz und kultureller Prägung gereinigtes, essentialistisches Selbst“. Was Identität konstruiere, hänge vielmehr eng von „den zahlreichen und sehr heterogenen Positionen ab, die das Subjekt sowohl gleichzeitig als auch nacheinander, im Laufe seines Lebens, einnimmt (...)“.²⁵² Auf diese Weise kommt Finck zu einer differenzierten Interpretation von vor allem Maxine Hong Kingstons *Woman Warrior* – einem Text, der wie kein anderer an ihr theoretisches Konzept anschließt.²⁵³ Es scheint, wie Finck zurecht betont, mehr als zweifelhaft, ob diese Hauptfigur ihre Identität primär aus ihren Erfahrungen als Frau ableitet. Finck zeigt überzeugend, dass eine derartige Interpretation²⁵⁴ eine

²⁴⁸ Ebd., S. 128: „Man vernachlässigt einerseits den figurativen Aspekt autobiographischen Schreibens und hypostasiert andererseits subjektive Erfahrung und Identität zum je Eigentlichen des historischen Subjekts und zum Fundament von dessen Erkenntnisdrang und Signifikanz erzeugendem Handeln, anstatt in Rechnung zu stellen, daß sich Erfahrung und Identität immer erst „nachträglich“ und nie endgültig in und mit den Signifikationsprozessen konstituieren, in und mit denen das Subjekt seine Wirklichkeit zu erkennen und in ihr zu handeln sucht“.

²⁴⁹ Jeanne Costello hat darauf hingewiesen, dass „one of the essential insights of contemporary theory“, nämlich die Einsicht, „that our processes of knowing experiences are bound to language – or ‘text’, in other, poststructuralist words“ von manchen feministischen Literaturwissenschaftlern nicht genügend berücksichtigt wird. Autobiographische Erfahrung ist nach Costellos Ansicht nicht „in some unmediated, extratextual fashion“ lokalisierbar. Vgl. Costello, Jeanne: Taking the “woman” out of women’s autobiography: the perils and potentials of theorizing female subjectivities. In: *Diacritics* 21.2-3 (1991), S. 124-134.

²⁵⁰ Finck, S. 129.

²⁵¹ Ebd., S. 137.

²⁵² Ebd.

²⁵³ Die Hauptfigur in dieser Autobiographie, die vor allem im angloamerikanischen Raum hohe Auflagen erzielte, ist eine Amerikanerin chinesischer Abstammung, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zwischen der Wäscherei ihrer Eltern in einer US-Chinatown und überwiegend weißen Klassenschülern aufwächst.

²⁵⁴ So las Susan Friedman Kingstons *Woman Warrior* als Entwicklungsgeschichte eines weiblichen Ich, das hin- und hergerissen wird zwischen den unterschiedlichen Ansprüchen von “individuality” and “community” und diesen Konflikt durch eine Identifikation mit der Mutter löst. Vgl. Friedman, Susan Stanford: Women’s Autobiographical Selves: Theory and Practice. In: Benstock, Shari (Hrsg.): *The*

gravierende Reduktion der Identität in diesem Text darstellt, weil sie die „multiple Positionierung“ des Subjekts in „heterogenen, sich miteinander in Konkurrenz befindlichen identitätsbildenden Diskursen“ nicht berücksichtigt. Auf diese Weise zeigt Finck die Möglichkeit einer differenzierten Betrachtung des autobiographischen Subjekts, das in einem Netzwerk „korrelierender, sich bisweilen widersprechender oder miteinander konkurrierender Diskurse“²⁵⁵ besteht. Ihr Ansatz macht es somit möglich, die identitätsstiftende Funktion der Kategorie Geschlecht anzuerkennen, ohne ihre Bedeutung zu verabsolutieren – was die Gefahr mit sich bringen würde, andere identitätsstiftende Kategorien zu übersehen.

1.5.5 Feministische Autobiographie-Theorie und das Ende des Subjekts

Mit ihrer Untersuchung von Christa Wolfs *Kindheitsmuster* und Maxine Hong Kingstons *The woman warrior* konzentriert sich Almut Finck auf Texte, die von der Autobiographie-Theorie lange Zeit nicht beachtet wurden, da die Gattung eng mit der Vorstellung eines männlichen, autonomen Subjekts verbunden war. Bemerkenswert bleibt aber, dass gerade zu dem Zeitpunkt, zu dem von vielen Theoretikern ein Verschwinden des Subjekts behauptet wird, dieses Subjekt in weiblicher Gestalt in der feministischen Autobiographie-Theorie gerade aufkommt. Die Betonung einer spezifisch weiblichen Autobiographie findet demnach vor dem Hintergrund eines bereits in Frage gestellten Autorbewusstseins statt. Eine Reduktion auf die Textualität der weiblichen Erfahrungen lehnen die meisten feministisch orientierten Literaturwissenschaftler aber aus nahe liegenden Gründen ab: Mit dem Abschied vom Referentialitätsanspruch wäre die Preisgabe des gesellschaftskritischen Potentials der Texte verbunden, auf die es ihnen gerade ankommt.²⁵⁶ Durch diese Spannung zwischen Textualität und Referentialität kommt es in einer Reihe von Arbeiten zu

Private Self. Theory and Practice of Women's Autobiographical Writings. London (Routledge) 1988, S. 34-62.

²⁵⁵ Finck, S. 131.

²⁵⁶ Auf diesen Zwiespalt weist auch Gisela Brinker-Gabler hin. Das Untersuchungsobjekt „Autobiographen von Frauen“ betrachtet sie als theoretisch fragwürdig; die Auseinandersetzung mit Autobiographien von Frauen betrachtet sie aber als „keineswegs überflüssig“. Vgl. Brinker-Gabler, Gisela: *Metamorphosen des Subjekts. Autobiographie, Textualität und Erinnerung*. In: Heuser, Magdalena (Hrsg.): *Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte*. Tübingen (Niemeyer) 1996, S. 397ff. Auch Wagner-Egelhaaf ist der Ansicht, dass Frauen „mit Verspätung einen theoretisch bereits in die Krise geratenen Status erringen“, weist aber darauf hin, dass „dieses kritische auktoriale Selbst-Bewusstsein“ dazu beitragen kann, „politische und ästhetische Reflexionspotentiale freizusetzen“. Vgl. Wagner-Egelhaaf S. 98.

Widersprüchen. So behaupten manche feministischen Untersuchungen einen Referentialitätsgrad, der angesichts der ansonsten massiv vorgetragenen Kritik an „vorkritischen“ Modellen eigentümlich altmodisch und methodisch inkonsequent anmutet. Während Kategorien wie Erzählstruktur und Erinnerung aus postmoderner Sicht kritisiert und dekonstruiert werden, hält man am traditionellen Repräsentationsschema der Autobiographie fest, wenn es um die Repräsentation weiblicher Identität geht. In Anlehnung an die marxistische Widerspiegelungslehre erscheinen Erfahrungen nicht als Wirklichkeitsverarbeitungen, sondern als Wirklichkeit schlechthin. Dadurch, dass sie die gesellschaftliche Emanzipation der Frau unmittelbar an der Geschichte ihrer Lebensdarstellungen abzulesen erhoffen, interpretieren Judith Okely und Susan Friedman Texte z.B. als unmittelbare Widerspiegelungen der »weiblichen Erfahrungswelt« und übersehen somit ihre komplexe Ästhetik.²⁵⁷ Okely und Friedman verstehen sich vor allem als Kulturanthropologen: Ihre grundsätzlichen Fragen betreffen vorwiegend die Reflexion der Rolle, die Minderheiten und Frauen in der Gesellschaft spielen, der Beziehung zwischen Wissenschaftler und Forschungsobjekt, der (post)kolonialen Situation und globaler Herrschaftssysteme, nicht der Literarizität des autobiographischen Textes und des komplexen *innertextuellen* Spiels mit Begriffen wie Identität, Erfahrung und Erinnerung. Die Interpretation der Autobiographie geht auf diese Weise mit der Annahme einer komplikationslosen Übersetzbarkeit sozialer und psychischer Realität in eine literarische bzw. textuelle einher, wobei weibliche Erfahrung oft in diametralem Gegensatz zur männlichen verstanden wird.²⁵⁸ Diesen Gefahren ist auch Almut Finck in ihrer Dissertation nur teilweise entkommen. Einerseits erkennt sie das grundsätzliche Problem einer auf eine spezifisch weibliche Lebenswelt oder weibliche Identität gerichteten Theorie, das darin besteht, „daß sie

²⁵⁷ Auf vergleichbare Weise steht der Versuch einiger Frauenliteratur-Verfechter, den traditionellen Kanon durch einen weiblichen „Gegenkanon“ zu ersetzen, der Kanonfeindlichkeit der Postmoderne radikal entgegen.

²⁵⁸ Die Trennung zwischen „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ führt bei Okely zu idealtypischen Charakterisierungen. So ist Okely der Meinung, die weibliche Identität sei „flexibler“ als das männliche Selbstbewusstsein, das sich durch „Distanzierung“ und „Abgrenzung“ definiere, während die weibliche Identität durch „interpersonality“ geprägt sei. Vgl. Okely 1992, S. 12. Auch Estelle Jelinek behauptet: „in contrast to the self-confident, one-dimensional self-image that men usually project, women often depict a multidimensional, fragmented self-image.“ Vgl. Jelinek, Estelle: *The Tradition of Women's Autobiography. From Antiquity to Present*. Boston (Twayne Publishers) 1986, S. XIII. Die Frau ist vielseitig, der Mann beschränkt. Auf diese Weise bestätigt die feministische Literaturwissenschaft undifferenzierte Klischees, wenn auch unter umgekehrtem Vorzeichen.

die gleichen – fragwürdigen – erkenntnistheoretischen Voraussetzungen besitzen wie die traditionelle Literaturtheorie (...)“:

Diese epistemologischen Prämissen sind – und bleiben – erstens die Annahme eines letztlich ontologisch stabilen, prädiskursiv gesicherten Subjekts, egal ob männlich oder weiblich, und zweitens eine Sprachauffassung, wonach Sprache nach den Maßgaben der binären Repräsentationslogik funktioniert und der Kontrolle durch jenes autarke Subjekt unterliegt.²⁵⁹

Andererseits will sie die weibliche Identität als Abgrenzung gegenüber „patriarchalen Strukturen“²⁶⁰ nicht aufgeben. Sie präsentiert das weibliche Subjekt in seiner Eingebundenheit in ein soziales Netzwerk, steht poststrukturalistischen Positionen hinsichtlich der Konzeption von Subjekt und Welt aber skeptisch gegenüber, weil sie die möglichen Konsequenzen des poststrukturalistischen Denkens als kontraproduktiv für eine feministische Literaturtheorie betrachtet. In der poststrukturalistischen Relativierung liegt in ihren Augen die Gefahr einer Entschärfung von geschlechtsspezifischen Benachteiligungen.

Finck erklärt es deshalb als ihr Vorhaben, „bisher übersehene und marginalisierte Schreibweisen *anders* als das Andere des Einen wahrnehmen, d.h. nicht in Opposition zu den männlichen Parametern.“²⁶¹ Dieses Vorhaben löst ihre Untersuchung aber nur teilweise ein. Auch Finck geht im fünften Kapitel ihrer Untersuchung von der Idee eines „Phallogozentrismus“ aus, in dem die Frau „als das negative Spiegelbild des Männlichen“ fungiere, „über dessen Verwerfung und Ausschluß sich der Mann seiner Identität und Vollständigkeit, seiner Positivität“ versichere. Auf diese Weise bleibt Finck dem von ihr so scharf angegriffenen binären Denken verhaftet. Außerdem misst Finck mit zweierlei Maßstäben, wenn sie der traditionellen Autobiographie-Theorie vorwirft, in Autobiographien von Frauen aus dem frühen 19. Jahrhundert nur das „bloße Sammeln von Fakten“²⁶² anzuerkennen und ihnen somit einen ästhetischen Wert abzuerkennen, später aber zugibt, dass auch das Interesse feministischer Literaturwissenschaftler sich hauptsächlich auf Texte richtet, „die als ästhetisch

²⁵⁹ Finck, S. 127.

²⁶⁰ So betrachtet Finck die von ihr untersuchten Autobiographien weiblicher Autoren als „in der patriarchalen Kultur von Männern angefertigten“ »Entwürfe« von Weiblichkeit. (S. 122). Auch Finck nimmt die Vorherrschaft »männlicher« Strukturen, die die Frau an der Entwicklung einer eigenen Identität hindern, zum Ausgangspunkt ihrer Analyse.

²⁶¹ Ebd., S. 115. Finck distanziert sich explizit von einem „System binärer Strukturen“, das „die stereotypen Zuordnungen von „männlich“ und „weiblich“ überhaupt erst möglich macht.“ In einem solchen System werden „Klischees nur weiter festgeschrieben“ (S. 122).

²⁶² Ebd., S. 112.

„mißlungen“ gelten.“²⁶³ Wo aber Günter Niggel in die “sattsam bekannte Interpretationsstrategie” ver falle, “wonach Texte von Schriftstellerinnen nicht unter ästhetischen Gesichtspunkten zu betrachten seien”, dürfen sich Estelle Jelinek und Domna C. Stanton rühmen, die “Rekonstruktion weiblicher Autobiographik” in Gang gesetzt zu haben, die in “einer von Männern hegemonial besetzten Kultur” fast der Vergessenheit anheim gefallen wäre. Verantwortlich für den - wie Finck also zugibt - geringen ästhetischen Wert seien allerdings nicht Inhalt, Aufbau oder Reflexionsniveau der Texte, sondern ausschließlich „die androzentrischen Kriterien“²⁶⁴, denen sie nicht genügen würden. An diesen und anderen Stellen neigt Finck dazu, die ganze Welt als ein bedrohliches Patriarchat wahrzunehmen. Die weibliche Identität erscheint bei Finck als Teil einer auch durch Herkunft und Klasse bestimmten Identität - Finck spricht von „ethnischen und klassenspezifischen Modalitäten“, - die sowohl historisch als auch „interkulturell“ markiert und dem Wandel der Zeit unterlegen sind.²⁶⁵ Zu Recht weist Finck darauf hin, dass die “Geschlechtsidentität” sich nicht aus den politischen und kulturellen Vernetzungen herauslösen lässt, in denen sie hervorgebracht wird. Diese Vernetzungen seien historisch bedingt. Umso auffälliger ist es, dass sie in ihrer Untersuchung davon ausgeht, dass die *Unterdrückung* der Frauen eine einzigartige, über alle Zeiten hinweg gleiche Form besitze: die einer universalen und hegemonialen Struktur des „Patriarchats“. Es fragt sich aber, ob die Vorstellung von einem universalen Patriarchat geeignet ist, den spezifischen Vorgehensweisen der “Geschlechter-Unterdrückung” in konkreten kulturellen Zusammenhängen Rechnung zu tragen. Werden in Fincks Untersuchung geschichtliche Kontexte in Betracht gezogen, so stets, um Beispiele oder Anschauungsmaterial für ein universelles Prinzip zu finden, das von Anfang an vorausgesetzt war. Während das spezifisch Weibliche durch zahlreiche Facetten erweitert und markiert ist, erscheint das Männliche nicht als historisch bedingt. Es fragt sich also, ob nicht eher aus strategischen Gründen an den Begriff „Patriarchat“ appelliert wird. Methodisch ist dieser universal verwendeter Begriff mit Fincks eigentlichem Konzept nicht zu vereinbaren.

²⁶³ Ebd., S. 118.

²⁶⁴ Ebd.

²⁶⁵ Ebd., S. 130.

1.5.6 Die Kehrseite der poststrukturalistischen Autobiographie-Theorie

Während die früheren gattungstheoretischen Ansätze in der Regel auf eine Subjektivität gerichtet waren, die sich auf das Vertrauen in die Repräsentationsfunktion der Sprache stützen konnte, streben poststrukturalistische Theoretiker danach, die Ambivalenzen, Widersprüche und Aporien von Texten bloßzulegen. Zugleich decken sie die Schwachstellen auf, die durch eine naive Lektüre zu Stande kommen. So legten Jacques Derrida und Paul de Man als Alternative zur sinnfestlegenden Interpretation die Konzepte Lektüre und Dekonstruktion vor, die auf die Unhaltbarkeit einer abschließenden Interpretation zielen.

Die Autobiographie, in der traditionell ein Ich seinen religiösen oder sozialen Werdegang beschrieb, stieg auf diese Weise zum Paradigma für die Schwierigkeit, ja, Unmöglichkeit der Selbstbeschreibung auf. Die Gattung erwies sich als hervorragend geeignet, die poststrukturalistische These von der "Dezentrierung" des Subjekts durch die Sprache zu untermauern. Wie von poststrukturalistischen Theoretikern über Subjekt und Autorschaft – und damit zusammenhängend: die Autobiographie – gedacht wird, ist also wesentlich durch die Kritik am repräsentationslogischen Modell von Sprache und Zeichen bestimmt.

Wie in seinem Buch *Allegorien des Lesens* betonte Paul de Man auch in *Autobiography as De-Facement* die Rhetorik, vor allem die Tropen und Figuren. Auf die Frage „Was ist Wahrheit?“ antwortete er mit Nietzsche: ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien und Anthropomorphismen.²⁶⁶ De Man hat immer wieder betont, dass komplexe literarische und philosophische Texte keine homogenen Strukturen, sondern unaufhebbare Ambivalenzen, Widersprüche und Aporien enthalten. Die Autobiographie-Theorie hat er damit um eine wichtige Dimension erweitert, auch wenn man mit Peter Zima von einer „Überbewertung der Rhetorik der Tropen“²⁶⁷ sprechen kann.

²⁶⁶ Vgl. Nietzsche, Friedrich: Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne. In: *Kritische Studienausgabe*. Hrsg. von Giorgio Colli und Massimo Montinari. Band 1. Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemäße Betrachtungen. Nachgelassene Schriften 1870-1874, S. 880f.: "Was ist also Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt wurden, und die nach langem Gebrauche einem Volke fest, canonisch und verbindlich dünken: die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind (...)." ²⁶⁷ Zima 1994, S. 99.

Auch für Jacques Derrida ist die Autobiographie nicht so sehr *beschriebenes* als vielmehr *geschriebenes* Leben. Das *auto* verweise auf die eigene Position des Subjekts, das *bios* werde vor allem durch seinen Gegensatz, den Tod, bestimmt, während die *graphie* als Markierung der Schrift die Spur der zerstreuen *différance* in sich trage. Das Referenzobjekt ist damit kein klares und einfaches Bezugsobjekt mehr, sondern rückt in die Nähe der Fiktion. Robert Smiths Derrida-Studie hat gezeigt, wie schwierig es ist, den oft hermetischen Jargon des französischen Philosophen in eine verständlichere Sprache zu übersetzen.

Im Zusammenhang mit dem poststrukturalistischen Ziel, das Verdrängte zum Sprechen zu bringen, kann auch das Bemühen um das Nachweisen einer bestimmten weiblichen Form der Autobiographie betrachtet werden. Der Poststrukturalismus wurde auf diese Weise für die feministische Literaturtheorie fruchtbar gemacht. Auch Almut Finck versteht in ihrer Dissertation *Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiographie* unter Text und Kontext keinen festen Rahmen, sondern „offene und sich in ihren Konturen ständig verschiebende textuelle Felder, die in ihrer je eigenen diskursiven Verfaßtheit zu beleuchten sind.“²⁶⁸ Dem einheitlichen Subjektbegriff hält Finck die „Hybridität“ einer „nachträglichen Identität“ entgegen, die über die geläufigen Polaritäten Ich/Welt, Welt/Kultur hinausgeht. Die Gefahr der feministischen Autobiographie-Theorie liegt, wie auch Fincks Studie zeigt, darin, die Vorstellung eines Selbst aufrechtzuerhalten oder sogar wieder einzuführen, die sich auf ein vorkritisches Modell von Sprache und Subjekt stützt, wobei das einzig Neue dann darin läge, dass es sich diesmal um ein weibliches Subjekt handelt. Finck stellt die essentialistischen und universalistischen Konzepte traditioneller Theorie in Frage, verwandelt „männliche Herrschaft“ und „Patriarchat“ aber stillschweigend in verallgemeinerungsfähige Konstanten. Erklärungsprinzipien wie „Androzentrismus“ und „Phallogozentrismus“²⁶⁹ treten in Fincks Studie als mythische Aktanten auf, denen ein Anspruch auf universelle Geltung innewohnt. In diesem Punkt reproduziert Fincks Studie die zentrale Schwachstelle der feministischen Argumentation. Was die Theorie weiblicher Autobiographik angeht, stellt Fincks Studie eine weit ausgewogenere Dialektik vom Allgemeinen und Besonderen in den Vordergrund, indem sie neben dem Geschlecht auch kulturelle und ethnische Herkunft berücksichtigt.

²⁶⁸ Finck, S. 137.

²⁶⁹ Ebd., S. 115 u. S. 122.

Die antimimetische Sprachauffassung der Dekonstruktion macht es unmöglich, sinnvoll über sich und andere zu schreiben. Wer eine Autobiographie schreibt, kann nicht um die Sprache herum. Ein „wahres“ Bild des Ich muss als zu erreichende Möglichkeit ausgeschlossen werden. Wenn jede Interpretation als vorläufig angesehen werden muss, so gilt dies auch für die Interpretation des eigenen Lebens in literarischer Form. Kein Subjekt verfügt so über die Sprache, dass es sie lediglich in einen Text umzusetzen braucht, um die Realität wiederzugeben. Den Zeichen, die das Ich verwendet, ist es von Beginn an unterworfen.

In diesem Kapitel habe ich mehrfach darauf hingewiesen, dass die Abstrahierung von der sozialen und historischen Dimension des Textes vor allem für die literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit der Autobiographie gewisse Risiken mit sich bringt. Wer, wie Paul de Man, die rhetorische Stilfigur der Prosopopöie in den Mittelpunkt seiner Autobiographie-Betrachtung rückt und alle Texte als rhetorische Strukturen auffasst, neigt dazu, sich über die gesellschaftlichen Komponenten hinwegzusetzen und den geschichtlich-politischen Kontext der Texte auszublenden. Für eine rezeptionsorientierte Studie stellt sich denn auch die Frage nach der Relevanz dieser theoretischen Erkenntnisse für den konkreten Umgang mit Texten.

In den nächsten Kapiteln werde ich auf die in diesem Kapitel kritisch dargestellten theoretischen Konzepte zurückkommen und auf den oft widersprüchlichen und vieldeutigen Umgang mit geschichtlichen Elementen in den untersuchten deutschsprachigen Autobiographie hinweisen, um die poststrukturalistische These der extremen Textualität durch eine referenzorientierte Lektüre zu relativieren. Die Fragen, die diese Texte in Bezug auf den Umgang mit Geschichte stellen, kommt dabei eine große Bedeutung zu. Man droht die Autobiographie nicht nur zu verfehlen, wenn man sich weigert, ihre sprachliche Dimension zu berücksichtigen, sondern auch, wenn man sich weigert, referenzorientierte Lektüren der Gattung ernst zu nehmen. Wie komplex das Verhältnis zwischen Fakt und Fiktion sein kann, und wie unterschiedlich die Reaktionen der Leser, zeigt die fünfteilige Autobiographie des Österreichers Thomas Bernhard. Mancher Kritiker meinte, mit der Hinwendung zur »realistischen« Gattung der Autobiographie sei auch der Schriftsteller selbst zu einem »realistischen« Autor geworden; eine Feststellung, die andere zu Recht in Zweifel zogen.